FRÖSI

8/88

PIONIER-MAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR

PREIS 0,70 M

ISSN 0323-8806

Sammeltraining

Nicht mehr lange, dann werden auch die Nußbäume und Eichen wieder ihre Früchte tragen, und überall sind zu diesem Zeitpunkt fleißige Korbine-Helfer unterwegs, um die Früchte der Natur zu bergen ...
Unterwegs sind aber auch die Eichhörnchen, um sich einen Wintervorrat anzulegen. Und genau darum geht es in unserem Spiel!
Schneidet also die Spielfiguren (Eichhörnchen) und die Spielmarken (Eicheln und Nüsse) aus.
Nun benötigt ihr einen Würfel, und unser Spiel kann beginnen! Alle Spielmarken werden gut gemischt und auf den Baumstumpf gelegt.
Jedes Eichhörnchen spurtet von 1 nach 15, nimmt die obenliegende Nuß oder Eichel und bewegt sich wieder zur 1. Achtung! Feld 15 ist nur durch direkten Wurf erreichbar, ebenso Feld 1 auf dem Rückweg.
Aber aufgepaßt! Kommt das Eichhörnchen auf Feld 10 zum Stehen, fällt die Frucht zu Boden und bleibt unerreichbar, dann zurück zur 15 und neue Beute holen.
Gesetzt wird jeweils abwechselnd entsprechend der Punktzahl. Sind alle Früchte eingesammelt, addieren beide Mitspieler die Punkte auf den Eicheln und Nüssen. Gewonnen hat derjenige, der die höchste Punktzahl erreicht.
Idee und Zeichnung: Jürgen Günther

5 5 5 5 8 8

10 10 10 10 10

2 20 20 2

»K« wie Kamille

Sie hat viel weiße Krönlein auf mit lauter goldenen Knöpfen drauf.

Bei Erkältung nach Erhitzen – Kamillentee und schwitzen.

(Alte Kindersprüche)

Von Mai bis August könnt ihr an Weg- und Feldrändern das 20 bis 40 cm hohe Kraut aus der Familie der Korbblütler mit den zahlreichen leuchtend weiß-gelben Blütenköpfen finden. Sofern ihr die Blüten vorsichtig zwischen den Fingern zerreibt, merkt ihr, daß der Blütenboden hohl ist. Außerdem werden eure Nasen von einem starken angenehmen Duft gekitzelt. Schon der berühmte griechische Arzt Hippokrates, der lange vor unserer Zeitrechnung lebte und noch heute als Vater der Medizin bezeichnet wird, schätzte das Aroma der Kamille. Er behandelte damals schon mit den in dieser Pflanze enthaltenen Ölen verstopfte Nasen, schmerzende Mägen und verordnete den Griechen des Altertums heilsame Kamillenbäder.
An der Wirkung der Kamille hat sich in der Gegenwart nichts geändert. Auch wir Menschen des 20. Jahrhunderts nutzen dieses Kraut als Heilpflanze für Medikamente und als wichtiges Hausmittel bei Erkältungen sowie bei Magen- und Darmkrämpfen.
Wenn ihr für alle diese Fälle Kamille im Küchenschrank oder in der Hausapotheke haben wollt, dann müßt ihr die Blüten jetzt sammeln. Ihr schneidet sie am besten mit einer Schere ab. Der Stiel des Blütenköpfchens soll nicht länger als etwa 1 cm sein. Ältere, bereits welkende Blüten nehmt bitte nicht, sie sind wertlos. Wenn ihr von eurer Heilkräuterpirsch wieder zu Hause angekommen seid, dann breitet die Blüten in einer dünnen Schicht aus. Ihr trocknet sie – ohne zu wenden – im Schatten oder in luftigen Räumen so lange, bis die Blüten auch im Innern nicht mehr feucht sind. Auf keinen Fall dürft ihr die Blüten direkt in die Sonne oder in die Nähe einer Heizquelle legen, da sonst die so wichtigen heilkräftigen Öle verfliegen.
Das müßt ihr auch bei der Zubereitung des Tees beachten. Zwei Teelöffel Kamillenblüten werden mit etwa zwei Tassen kochendem Wasser übergossen; denn Kamillentee dürft ihr auf keinen Fall kochen, da sonst die wirksamen Öle zerstört werden. Nach etwa 10 Minuten gießt ihr die überbrühten Blüten durch ein feines Sieb. Und ... fertig ist der „Zaubertrank"!
Zum Abschluß noch ein wichtiger Hinweis: An dem hohlen Blütenboden und dem starken Aroma könnt ihr die echte Kamille erkennen. Es gibt nämlich noch zwei ähnliche Pflanzen. Beide sind nicht giftig, aber weder vertreiben sie einen Schnupfen noch heilen sie Magenschmerzen. Also, Kamillesucher vor! Die Sache lohnt sich.

Eure Korbine
HELMA HÖRATH

Foto: Christel Schwalbe, Zeichnung: Ulrike Braun

Mit Ariadnes Faden

über Greiz, Pulsnitz, Schmölln, Grimma, Ohorn, Großröhrsdorf, Heiligenstadt bis nach Roßwein, Oschersleben und ins Eichsfeld – und von dort in jeden Winkel, wo Pioniere in der DDR leben.

*

Eines Tages wollten wir es genau wissen: Wer spinnt, webt und näht für alle Jung- und Thälmannpioniere? Einer meinte, wir müßten unbedingt nach Oschersleben fahren, denn hier entsteht die Hose für die Pionierkleidung. Ein anderer riet uns, die Eichsfelder Bekleidungswerke und damit die Produktion von Hemden und Blusen zu besichtigen. Der nächste brachte die Roßweiner Jugendmode und die Pionierröcke ins Gespräch. Und dazu noch viele andere Namen von Betrieben und Orten. Also, was tun? Wo ist das Wollknäuel der sagenhaften griechischen Königstochter Ariadne, das sich selbständig abwickelte und damit dem Königssohn Theseus den Weg aus dem Irrgarten zeigte?

Pioniertreffen-Chic

Der Faden, dem wir dann folgen, kommt aus Grimma und führt uns in den VEB Jugendmode nach Roßwein, einer kleinen Stadt im Bezirk Leipzig. 60 000 Meter Stoff rollen jährlich für den Pionierrock aus Grimma auf Lkw nach Roßwein. Fast elfmal könnte man damit den Rasen eines großen Fußballstadions bedecken. Und würden sich dann in diesem Stadion alle diejenigen versammeln, die etwas mit der Vorbereitung und Produktion der Pionierkleidung zu tun haben, dann wären viele Plätze besetzt. Gerade vor dem VIII. Pioniertreffen haben die Werktätigen in Spinnereien, Färbereien, Webereien, Veredlungs- und Konfektionsbetrieben fleißig gearbeitet, damit sich alle Pioniere PIONIERTREFFEN-CHIC kleiden können.

Wenn für Bügeleisen große Pause ist

Daß so viele Menschen zusammenwirken müssen, bis ein Kleidungsstück fertig ist, das ist alltäglich. Was ist nun das Besondere zum Beispiel am Rock? Einige, die das genau wissen und die man auf den Plätzen im Stadion finden würde, befragten wir in Roßwein.

Rot, Blau, Weiß, Gelb leuchtet es uns entgegen, als wir das Zimmer von Klaus Gallitschke, Direktor für Beschaffung und Absatz des VEB Jugendmode, betreten. Zu unserer kleinen Gesprächsrunde gesellt sich auch noch Frau Waltraud Pachera. Sie ist Gestalterin.

Wodurch zeichnet sich das neue Rock-Modell aus?

WALTRAUD PACHERA: Erst einmal natürlich durch den Schnitt mit den schräg eingesetzten Taschen und der modischen Falte im Vorderteil, dann durch den hübschen Gürtel aus Gurtband, den es in allen Farben gibt. Dazu passend die Prägeschnalle mit dem Pionieremblem. Dieser Gürtel wird im Handel nur in Verbindung mit der Pionierkleidung angeboten.

Wer gab der Pionierkleidung den Pioniertreffen-Chic?

WALTRAUD PACHERA: Es ist üblich, daß Modelle spätestens nach 10 Jahren überarbeitet werden. Da sich Pioniere auch modern kleiden wollen, und das ist ganz verständlich, hatte das Modeinstitut der DDR für die gesamte Pionierkleidung einen Vorschlag gemacht. Dieser ist mit uns aus der Industrie beraten worden, bevor wir die Produktion aufnahmen.

Als besonders wichtig empfinde ich aber auch, daß sich bei diesem Stoff der Kunstfaseranteil erhöhte. Dadurch wurde er dünner, trage- und pflegeleichter. Der daraus gearbeitete Rock gehört zu den spezialveredelten Textilien. Wir kürzen das ab und sagen „spezitex". Das bedeutet, daß das Gewebe besonders vorbehandelt wurde. Darum läuft der Pionierrock beim Waschen nicht ein und behält auch seine Form. Er knittert nicht oder nur wenig. Er ist leicht zu pflegen, trocknet gut und muß kaum gebügelt werden. Darüber freuen sich ganz besonders die Mütter; denn wenn das Bügeleisen große Pause hat, dann haben wir mehr Zeit für unsere Kinder.

Wer kontrolliert, ob ein Kleidungsstück die Kennzeichnung „spezitex" tragen darf?

KLAUS GALLITSCHKE: Die Spezialveredelungsverfahren stehen unter dem Schutz und der Kontrolle des Warenzeichenverbandes für spezialveredelte Erzeugnisse der DDR, der seinen Sitz in Plauen hat. Nur wenn bestimmte Güteforderungen, deren Einhaltung in Labors der Textilindustrie bzw. des Warenzeichenverbandes überprüft wird, vorhanden sind, darf die Weberei das Gewebe und der Hersteller die daraus gefertigten Modelle mit dem Zeichen „spezitex" versehen. Aber in unserem Rock, den wir in den Größen 110 bis 176 produzieren, ist auch noch die Bezeichnung „SL" zu finden.

Darauf sind wir besonders stolz. Diese beiden Buchstaben stehen nämlich für das Wort „Spitzenleistung", was unserem Modell für Material und Gestaltung zuerkannt wurde.

Wir sind ganz sicher – und wir wissen das auch aus Briefen, die uns erreichen – daß die Mädchen den hübschen dunkelblauen Rock mit den leuchtenden Gürteln gerne anziehen. Wir freuen uns schon auf das farbenfreudige Bild, wenn sich die Pioniere in wenigen Tagen zu ihrem VIII. Pionier-

treffen zusammenfinden werden.
Weiterhin erfahren wir, daß es 18 Veredelungseffekte im „spezitex"-Programm gibt. Sie reichen von „fleckgeschützten" Tischdecken (hier darf ruhig einmal die Kaffeetasse oder das Glas mit Fruchtsaft umfallen, gleich mit einem Zellstofftuch abgetupft, sieht die Decke wieder wie frisch aus) über „schwerentflammbar" für Arbeitsschutzanzüge bis hin zu „mottenecht" für Erzeugnisse mit hohem Wollanteil. Keine Motte wird in derartig veredelte Erzeugnisse ein Loch beißen, weil chemische Wirkstoffe der Motte den Appetit verderben.
Auf einem kleinen Betriebsrundgang zeigt uns Klaus Gallitschke zum Abschluß der Betriebsstippvisite, wie aus einem großen Stoffballen viele Röcke entstehen.

HELMA HÖRATH

Fotos: Horst Glocke (1), Hansjoachim Mirschel (1), Werner Popp (4)
Zeichnungen: Ulrike Braun

1

2

3

4

Foto 1: Hier seht ihr Renate Wagner an ihrem Arbeitsplatz. Sie ist von Beruf Technologin. Die Technologen haben die Aufgabe, die einzelnen Arbeitsschritte, die für das Anfertigen eines bestimmten Produktes notwendig sind, auszuarbeiten und zusammenzufassen. Wie das Foto zeigt, helfen diesen Kollegen heute auch die Computer dabei.
Foto 2: Auch für den Zuschnittautomaten werden von den Technologen Pläne erarbeitet, denn aus den Stoffballen sollen ja so viele Röcke wie nur möglich entstehen. Den Zuschnittabfall sehr klein zu halten, das ist auch das Ziel von Kerstin Schmidt. Kerstin hat im VEB Jugendmode Roßwein den Beruf eines Kleidungsfacharbeiters gelernt.
Foto 3: Falten steppen, Taschen einsetzen, Seitennähte schließen, Reißverschluß und Bund einnähen, Kanten säubern, Knopf befestigen ... insgesamt sind es 17 Arbeitsgänge mit ungefähr 20 Nähten, die die Arbeiterinnen an der Nähmaschine ausführen müssen, damit ein Pionierrock seine fertige Gestalt annimmt. Das erfuhren wir von Angela Glöß, der Obermeisterin dieses Bereiches.
Foto 4: Nachdem die Kollegen der Endkontrolle festgestellt haben, daß die Näherinnen gute Arbeit geleistet und die Röcke in ausgezeichneter Qualität gefertigt haben, ist die nächste Station das Lager. Hier werden die farbigen Gürtel eingezogen, die Röcke nach Größe sortiert. Auf unserem Foto bereitet Herr Röhr den Versand vor.

Bügeleisen haben große Pause

Das Kleidungsstück paßt auch noch nach der Wäsche

So ein Schirm steckt im Gewebe

Von der Leine in den Schrank

Die Wildkatze

Sie ist schön, sieht rassig aus, und sie hält was auf sich. Schon als Jungtier betreibt die Katze eine intensive Körperpflege. Als wärmeliebende Tiere sonnen sie sich gern. Nach stundenlangen Sonnenbädern – man kann Wildkatzen vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang bei solchen antreffen – wälzen sie sich auch im Staub. Selbst das gehört zu ihrer Körperpflege. Vor allem aber, das Reiben des Gesichts mit vorher beleckter Pranke, und das Belekken der übrigen Körperpartien ...
Ihr könnt natürlich noch viel mehr über die Wildkatze und Katzen überhaupt erfahren. Unser Biber ist bereit, eine Riesenwunschliste zusammenzustellen. Das geht aber nur, wenn ihr gut und richtig mitarbeitet. Also aufgepaßt: Schneidet als erstes alle mit einer Schere gekennzeichneten Teile unseres auf 16 Biberpostseiten erscheinenden Puzzles aus, und setzt sie zusammen. Sofort erkennt ihr, na, wen schon ...? Wenn ihr nun noch vom richtigen Buchstaben ausgeht und sorgfältig den entsprechenden Weg verfolgt, findet ihr durch Aneinanderreihen der Buchstaben ein Kennwort. Schreibt dieses auf eure Antwortpostkarte. Dann wählt ihr von eurem zusammengesetzten kleinen Poster eines der vielen Tiere aus, von dem ihr in „Frösi" weitere interessante Dinge erfahren wollt. Schneidet es aus und klebt es ebenfalls auf die Karte. Ist euer Lieblingstier nicht dabei, malt es ganz einfach selbst auf. Schickt diesen Tipschein mit dem gesuchten Wort und eurem Wunschtier bis zum 30. September 1988 an die Redaktion „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056, Kennwort: Biberpost.
Unser und euer Biber freut sich schon mächtig auf die viele Post.
Foto: Harald Lange

JEDE MENGE EMMYS!

28 Grad im Schatten. Die Sonne brennt wie ein Lötkolben. Mal sehen, was die Kinder da treiben, denkt Emmy und platscht, bis zu den Knien im Wasser, genüßlich zum nahen Badestrand.

Hui, ist das ein Gewimmel! Gerade will Emmy im Schatten eines Baumes Posten beziehen, da haben die Kinder sie auch schon entdeckt.

„Emmy ist da!" schallt es plötzlich von allen Seiten. Diese Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer am ganzen Badestrand.

Da wird es nun wohl nichts mit der geplanten Mittagsruhe, sagt sich Emmy, denn augenblicklich wird sie von Kindern umringt und ins Wasser gezogen.

Immer mehr strömen herbei, wollen Emmy begrüßen und ihr freundschaftlich den Rüssel schütteln. Natürlich ist Spielen und Herumtoben im flachen Wasser Trumpf, und jeder betrachtet Emmy als sein persönliches Badetier.

Ein Glück, daß sie ihren Rüssel als Schnorchel hat. Die begeisterten Kinder stellen sie förmlich auf den Kopf.

Als jedoch einige Jungen vergessen, daß sie ein Mädchen vor sich haben, gibt ihnen Emmy klar zu verstehen, wie sehr sie die Nase voll hat und nicht mehr mitspielt. Basta!

Es ist ganz schön, wenn man beliebt ist, denkt Emmy auf dem Heimweg, aber manchmal doch recht anstrengend.

„Sei pfiffig, mach's wie ich", rät ihr am nächsten Tag, ohne sich zu rühren, das Tierpark-Krokodil Amadeus Schnapp.

„Mich vertritt fast an jedem Badestrand ein aufgeblasener Doppelgänger von mir. Mit dem können die Kinder nach Herzenslust im Wasser herumtoben, während ich hier in aller Ruhe mein Schläfchen halte."

Auch Lieschen Schnatter, die Ente, bestätigt das und zeigt der staunenden Emmy voller Stolz ein verblüffend ähnliches Exemplar aus Gummi.

„Eine prima Idee", sagt Emmy. „Es gibt nämlich leider Menschen, die, wenn man ihnen den Rüssel reicht, gleich den ganzen Elefanten haben wollen."

„Mal tief ausatmen", bittet der Konstrukteur. „Es soll ja schließlich ein Gummitier werden, das man später aufblasen kann."

Als Emmy dann wenig später ihr Ebenbild sieht, ist sie restlos begeistert und läßt es sich nicht nehmen, das Tier eigenrüsselig mit Luft zu füllen.

Natürlich ist Emmy bei allen Kindern und nicht nur an Badestränden nach wie vor ein gern gesehener, beliebter Gast. Aber sie hat jetzt Zeit, sich auch einmal auszuruhen. Findet indessen ihre aufblasbaren Kopien. Was meint ihr, wie viele sind es auf dem großen Strandbild? Zählt nach, und schreibt die Zahl auf eine Postkarte und einen schönen Gruß an Emmy mit dazu. Teilt ihr euer Ferien-SERO-Sammelergebnis mit. Anschrift: Redaktion „Frösi", Kennwort: Emmy, Postschließfach 37, Berlin, 1056.

Text und Zeichnungen: Horst Alisch

Das Pferd

Das Pferd verlieh dem Menschen Flügel, sagt man. Und in der Tat, schon aus dem 16. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung existieren Reliefdarstellungen aus Assyrien, die auf Pferden reitende Könige und deren Gefolge bei der Jagd nach wilden Tieren zeigen. Auch zu den olympischen Spielen im Altertum gehörten Fahr- und Reitwettbewerbe. Bis weit ins Mittelalter hinein sind die reitenden Bogenschützen bekannt. Reiterheere von 300000 bis 400000 Pferden waren keine Seltenheit. Ihre Geschwindigkeit machte sie den Fußtruppen überlegen. Früh auch wurde der Wert des schnellen Pferdes für die Nachrichtenübermittlung benutzt. Schon bei den Persern und Römern überbrachten Reiter schriftliche Nachrichten. Im „Wilden Westen" wurde 1860 der Stafettendienst der Postreiter quer durch den amerikanischen Kontinent ins Leben gerufen. Ein Brief war zwei Wochen von Ozean zu Ozean unterwegs, und die zähen Postreiter brauchten dazu nur 240 Reitstunden. Natürlich wechselten sie von Station zu Station die Pferde.
Heute wird das Pferd vorwiegend als Sport- und Freizeitpartner des Menschen gezüchtet. Es gibt bei uns in der DDR viele Reitmöglichkeiten, sowohl für Erwachsene als auch für Jugendliche und Kinder. Alljährlich zeigen Pferdeleistungsschauen in mehreren Teilen unserer Republik, daß diese Tiere zum ersten Mal in der Geschichte ihren verdienten Platz eingenommen haben.
Foto: Harald Lange

TIPS

Gefragt sind Fragen

Dr. med.
Lutz Koch

Soll man täglich kalt duschen?

Zu regelmäßigen Abhärtungsmaßnahmen gehört das tägliche kalte Duschen. Es hat einen besonderen gesundheitsfördernden Wert, da durch den Kältereiz ein Training der Hautgefäße erfolgt, die sich besser erweitern und zusammenziehen können, wenn Umweltreize unterschiedlicher Art auf die Haut treffen. Dadurch ist der Körper besser in der Lage, krankheitsauslösenden Prozessen eine Abwehrreaktion entgegenzusetzen. So beugt man Infektionskrankheiten vor, entlastet das Herz-Kreislauf-System und verbessert körperliche Leistungen. Insgesamt fühlt man sich nach solchen Wasserprozeduren auch wesentlich wohler und leistungsfrischer.

Wie härtet man sich am besten ab?

Abhärtung bedeutet, eine Vielzahl von Maßnahmen regelmäßig durchzuführen. Neben täglichem Aufenthalt in frischer Luft, viel Bewegung bei Sport und Spiel, einer gesunden Ernährung mit vitaminreicher Kost und Vollkornprodukten wird den Kaltwasseranwendungen eine große Bedeutung beigemessen. Kaltwaschungen am Morgen, Wassertreten, Taulaufen, sogar Schneetreten im Winter, tägliches kaltes Duschen, Beendigung einer warmen Reinigungsdusche mit kaltem Wasser, kalte Abreibungen mit einem feuchten Tuch vor dem Schlafengehen bewirken die wichtigen Reaktionen. Abhärtungsmaßnahmen dürfen niemals unangenehm empfunden werden.

Was ist besser: heiß oder kalt baden?

Ein Reinigungsbad wird bei einer Wassertemperatur von etwa 37 °C durchgeführt. Höhere Temperaturen bewirken starkes Herzklopfen, Atembeschwerden, Schweißneigung und Unruhegefühl. Eine Warmwasserbehandlung muß man immer mit einer Kaltanwendung abschließen, um trainierende Effekte an der Haut und entlastende Reaktionen im Körper zu bewirken. Das Badewasser sollte behaglich empfunden werden. Ein Frösteln bei kühler Temperatur ist ebenso zu vermeiden wie ein Schwitzen bei zu heißem Wasser.

Dr. med. Lutz KOCH

Mein Opa hatte einen Herzinfarkt und hat auch heute noch manchmal Herzschmerzen. Was ist eigentlich ein Herzinfarkt? Ist der Herzinfarkt vererbbar?

Mike Friedrich, Leipzig, 12 Jahre

Der Herzinfarkt ist eine plötzlich auftretende, oft mit heftigen Schmerzen im Brustkorb einhergehende Erkrankung des Herz-Kreislauf-Systems im Erwachsenenalter, besonders ab dem fünften Lebensjahrzehnt.
Er entsteht durch einen Durchblutungsstop in den Blutgefäßen des Herzens, so daß Teile des Herzmuskels nicht mehr mit Sauerstoff und lebensnotwendigen Nährstoffen versorgt werden können und deshalb absterben. Dabei treten häufig schwere Störungen der Herz-Kreislauf-Funktion auf, die durch sofortige ärztliche Behandlungsmaßnahmen zumeist behoben werden können. Nicht selten bleiben aber eine dauerhafte Verminderung der Herzkraft und der körperlichen Leistungsfähigkeit zurück.
Die Hauptursache für diese Durchblutungsstörung ist eine im Laufe des Lebens zunehmende Verengung („Verstopfung") der Blutgefäße durch die Ablagerung von fettähnlichen Substanzen und Kalksalzen (= Arteriosklerose).
Eine Vererbbarkeit des Herzinfarktes besteht nicht. Du brauchst also keine Angst zu haben, lieber Mike. Vererbbar sind jedoch die Anlagen eines Menschen, z. B. für zu hohen Blutdruck, Stoffwechselstörungen und bestimmte Verhaltensweisen. Rauchen, Bluthochdruck, Fettstoffwechselstörungen, Zuckerkrankheit, Übergewicht, Bewegungsmangel und häufiger Alkoholgenuß sind wesentliche Faktoren, die die Verengung der Blutgefäße hervorrufen können.
Um einem Herzinfarkt vorzubeugen, muß man deshalb schon im Kindesalter anfangen, das Wirksamwerden dieser Risikofaktoren zu bekämpfen. Nichtrauchen, eine fett- und salzarme, vitaminreiche Kost mit weitgehendem Ersatz der tierischen Fette durch pflanzliche Öle und Fette, die Verhinderung „überflüssiger Pfunde", eine regelmäßige körperliche Betätigung (mindestens dreimal in der Woche 30 bis 45 Minuten Ausdauersport), ausreichend Schlaf sowie Meidung von Alkohol sind dafür die beste Garantie.

Dr. med. ZAUMSEIL

Doppelt hält besser ?

Gibt es bei Springpferden eigentlich mutige und ängstliche Pferde oder bestimmt der Reiter alles allein?

Pferde sind sehr sensibel, in ihren Sinnesleistungen und Verhaltensweisen sehr verschieden. So gibt es auch besonders energische, mutige, aber auch unsichere, ängstliche Pferde. Neben der gegebenen Veranlagung spielen besonders die während der Aufzucht und der Grundausbildung gemachten Erfahrungen des Pferdes eine Rolle. Je bessere Erfahrungen gemacht wurden (Nutzung des Lob-Tadel-Prinzips durch den Reiter), desto mehr Selbstvertrauen wird es haben. Der Reiter muß die gegebene Situation kennen und durch richtige „Hilfen" (deshalb auch dieses Fachwort) das Pferd unterstützen.

Viele „Frösi"-Leser haben die Frage gestellt: Was fressen Pferde am liebsten? Wie oft am Tage? Schmeckt Zucker wirklich so gut?

Pferde fressen fast alles, wenn sie langfristig daran gewöhnt werden, allerdings je nach Geschmacksempfindung und „Hunger" mit unterschiedlichem Interesse. In der Regel sind sie an das gewöhnt, was im jeweiligen Territorium – meist traditionell – im Angebot ist. So kommt es, daß z. B. Maissilage, Gerste, Mais, Biertreber, Trockenfisch, Kuh-, Kamel- und andere Milch, Heuschrecken, Küchenreste, Wurstbrote usw. gefressen werden. Zuckerhaltige Futtermittel werden oft bevorzugt (Möhren, Obst usw.), aber auch hier spielt die Gewöhnung eine Rolle, z. B. beim Würfelzucker. Von einigen Pferden wird er abgelehnt, von den meisten Pferden in unseren Breiten aber als Leckerbissen aufgefaßt, was bei der Dressur entsprechend genutzt wird (Lob). Da das Pferd nur einen einhöhligen Magen hat, führt eine häufige tägliche Fütterung (bis ungefähr fünfmal) zur Verbesserung der Ausnutzung der Futtermittel (höherer Verdauungskoeffizient, bessere Futterökonomie).

Dr. Johannes Erich FLADE

Ramona Sall, Kölleda, 5234

Wie heiß ist ein Lavastrom?

Liebe Ramona! Unsere Erde ist in ihrem Innern eine glühende Kugel. Im

Mittelpunkt herrschen Temperaturen von 3000 °C. Die Energie für die Aufrechterhaltung dieser hohen Temperatur in der eiskalten Umgebung des Weltalls liefert im wesentlichen die natürliche Radioaktivität, also eine Form der Kernenergie. Durch Wärmeleitung und Strömungen im Erdinnern wird die Wärme nach außen zur Erdoberfläche abgeführt und strahlt von dort aus ins Weltall ab. Die äußerste Schale der Erdkugel, die Erdkruste, ist soweit abgekühlt, daß sie fest ist und eine etwa 30 bis 50 km dicke Gesteinsschicht bildet. Auf dieser relativ dünnen Schicht spielt sich unser ganzes Leben ab. Vergleichst Du die Erde mit einem rohen Ei, so ist die feste Erdkruste etwa mit der Eierschale vergleichbar. Durch die Strömungen im Erdinnern treten in der Kruste Spannungen auf, die zu langsamen Bewegungen der Kruste führen. Einzelne große Schollen – die Kontinentalschollen – führen seit sehr langer Zeit langsame Bewegungen gegeneinander aus. Diese Bewegungen hat Alfred Wegener, ein Berliner Physiker, entdeckt. Nordamerika entfernt sich z. B. von Europa seit vielen 100 000 Jahren mit etwa 2 cm pro Jahr. An anderen Stellen stoßen Schollen zusammen. Dadurch ist unter anderem das Himalaja-Gebirge entstanden. An der Nahtstelle von Kontinentalschollen sind Vulkane besonders häufig. Hier dringt bei einem Vulkanausbruch etwas vom glühend flüssigen Erdinnern in Form von Lava an die Erdoberfläche. Je nach dem Grad der Abkühlung beträgt die Temperatur zwischen 1800 und 600 °C. Bei weiterer Abkühlung erstarrt die Lava.

Kathrin Bräuer, Brandenburg, 1800

Wie groß kann eine Wolke sein?

Liebe Kathrin! Diese Frage kann ich Dir nicht so einfach beantworten. Bei so richtig miesem Wetter kann sich eine geschlossene Wolkendecke von mehreren Kilometern Dicke über viele hundert Kilometer hinziehen. Auch Maße für die kleinste Wolke kann niemand angeben. Der Grund liegt darin, daß Wolken Gebilde sind, die sich ständig neu bilden, aber auch verschwinden können. Man sagt z. B. „Bis Mittag hat die Sonne die Wolken aufgefressen!" Oder an windstillen Abenden kann sich über einer Waldlichtung in kurzer Zeit Nebel bilden.

Nebel oder Wolken bestehen physikalisch aus sehr kleinen Wassertröpfchen, die immer dann entstehen, wenn der Feuchtigkeitsgehalt der Luft 100 % übersteigt. Das kann z. B. dadurch geschehen, daß feuchte, warme Luft über einem Waldstück aufsteigt, sich dabei abkühlt und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft 100 % übersteigt. In diesem Moment muß sich der bisher unsichtbare Wasserdampf zu kleinen Wasserkügelchen kondensieren und wird damit als Nebel oder Wolke sichtbar. In den sogenannten Schönwetterwolken spielen sich zum Teil sehr stürmische Vertikalströmungen ab. So eine Wolke kann sich 3 bis 8 km hoch auftürmen. Nur aus der großen Entfernung erscheint alles ganz langsam zu geschehen. Wolken entstehen also immer dort, wo die Feuchtigkeit der Luft 100 % übersteigt und sie vergehen, wenn die Luftfeuchtigkeit durch Erwärmung unter 100 % sinkt.

Prof. Dr. Fritz BERNHARD

Enrico Hoffmann, Eisenach, 5900

Kann man Marmor schmelzen? Bei wieviel Grad?

Auf direktem Wege kann man Marmor (Kalziumkarbonat-$CaCO_3$) nicht schmelzen.

Wird Marmor erhitzt, so entweicht bei einer Temperatur von 900 °C bis 1000 °C zunächst Kohlendioxid (CO_2). Das Restmaterial Kalziumoxid (CaO), wird dabei hochporös und zerfällt. Dieses Material läßt sich nun schmelzen; dazu sind aber Temperaturen von über 2500 °C erforderlich. Das wiederum ist nur im Lichtbogen möglich.

Prof. Dr. Heinz MILITZER

Zeichnungen: Winfried Warmke
Repros: Hilmar Schubert

Der Rassehund

Tatsächlich, es gibt mehr als 300 Hunderassen. Der wohl größte Vertreter dieser weitverzweigten Sippschaft „Rassehund" ist der Irische Wolfshund. Er kann eine Schulterhöhe von 80 bis 90 cm erreichen. Zwischen ihm und dem oft nur 15 cm hohen Winzling namens Chihuahua (Sprich: „Schiwawa") drängt sich die Vielzahl der übrigen Verwandtschaft wie die Orgelpfeifen in allen Körperlängen und -formen. Die Rassen unterscheiden sich aber auch im Haarkleid, das beispielsweise beim Nackthund lediglich aus einem Haarschopf und einer Rutenquaste bestehen kann, während es beim Ungarischen Hirtenhund (Komondor) lange zottige Fransen sind, die ihn von Kopf bis Fuß bedekken. Im übrigen – Rassehunde sollten nicht nur eine „Zierde" der Familie sein. Ein Schäferhund z. B., der von Natur aus gern arbeiten will, darf nicht als beschäftigungsloser Wohnungshund gehalten werden, und der kleine Chihuahua wäre als Wachhund völlig untauglich. Der Spitz hingegen kann eine Alarmanlage ersetzen, während der zu allen Menschen freundliche Beagle sogar Einbrecher freundlich begrüßen würde. Außerdem gibt es viele Spezialisten unter den Reinrassigen: Wach- und Hütehunde, Jagd- und Schlittenhunde sowie Hunde, die Blinde führen oder Rauschgift aufspüren können. Ihr seht, der Hund ist ein kluges Tier.

Aber wenn ihr euch einen anschaffen wollt, dürft ihr bestimmte Voraussetzungen nicht außer acht lassen. Die Frage steht, welchen Zweck soll der Hund erfüllen, und welche Umweltverhältnisse können wir dem Tier bieten. Eine Deutsche Dogge oder einen Neufundländer beispielsweise in eine Zweizimmerwohnung zu sperren, das wäre geradezu grotesk. Im übrigen, ein Hund ist von Natur aus ein Fleischfresser, kein Abfallverwerter. Er braucht seine Pflege, will beschäftigt und bewegt werden, bedarf kurzum eurer vollen Zuwendung.

Foto: Barbara Lange

SOS aus der Felsspalte

Blaue Wimpel im Sommerwind

Wie oft mag dieses Lied in den vergangenen sechsunddreißig Jahren gesungen worden sein? So lange lebt nämlich dieses Lied schon. Eure Eltern sind als Pioniere damit herangewachsen, und ihr singt es immer noch.
Nun steht „Frösi" mit einem Blumenstrauß vor der Wohnungstür des Komponisten dieses Liedes: Nationalpreisträger Gerd Natschinski. Warum mit einem Blumenstrauß? Das erfahrt ihr am Schluß, und wir sind sicher, daß ihr euch anschließen werdet. Zuvor aber hatten wir ein paar Fragen an Gerd Natschinski.

FRÖSI: „Blaue Wimpel im Sommerwind", so lautet das Motto des diesjährigen Ferienspiels. Sie sind der Komponist des gleichnamigen Liedes. Wie ist es entstanden?

GERD NATSCHINSKI:
Im Jahre 1952 erschien der Film „Blaue Wimpel im Sommerwind", ein richtiger Pionier-Feriensommerfilm. Ich hatte den Auftrag, die Filmmusik dazu zu komponieren. So entstand also das Titellied. Im gleichen Film war auch das Lied „Die Heimat hat sich schön gemacht" zu hören. Beide Texte schrieb Manfred Streubel. Durch diese Arbeit hatte ich nun enge Verbindung zur damals noch sehr jungen Pionierorganisation. Das veranlaßte mich, wenig später das Lied „Wir tragen die blaue Fahne" nach dem Text von Walter Krumbach zu komponieren. Als es zum ersten Mal gesungen wurde – im heutigen Pionierpark „Ernst Thälmann" in Berlin – war auch unser erster Arbeiterpräsident Wilhelm Pieck anwesend.

FRÖSI: Wie wird man eigentlich Komponist?

GERD NATSCHINSKI:
Bei mir zeigte sich diese besondere Begabung etwa in meinem zehnten Lebensjahr. Ich hatte Klavier gelernt, mir manchmal Melodien ausgedacht und diese in Noten aufgeschrieben. Ich las Bücher über Instrumente, Kompositionen und vieles andere, was mit Musik zu tun hat. 1948 nahm ich, kaum zwanzig Jahre alt, eine Tätigkeit als Musiklehrer in der Schule im sächsischen Clausnitz auf. Vielen Kindern habe ich das Blockflötespielen beigebracht. Abends hat es dann fast aus jedem Haus herausgepiepst. Natürlich verdanke ich viel meinen späteren Lehrern, wie dem hochverehrten Paul Kurzbach und dem Komponisten unserer Nationalhymne, Hanns Eisler.

FRÖSI: Nennen Sie bitte einige Ihrer Wirkungsstätten.

GERD NATSCHINSKI:
1949 bekam ich eine Anstellung als Kapellmeister in Leipzig und leitete ein großes Orchester. Ich war der Jüngste, doch meine Musikerkollegen nannten mich alle „der Alte". 1952 wurde ich Chefdirigent des Großen Tanz- und Unterhaltungsorchesters des Berliner Rundfunks. Aber ich hatte so viele Aufträge für Film- und Theatermusiken, so daß ich mich dann nur noch der Komposition widmete. Bis heute schrieb ich die Musik für siebzig Filme. Auch das Musical „Mein Freund Bunbury" und das Ballett „Hoffmanns Erzählungen" nach Jacques Offenbach waren neben anderen Musiktheaterstücken schöne Erfolge. 1978 wurde ich als Intendant an das Berliner Metropol-Theater berufen. Nun befasse ich mich seit einigen Jahren wieder nur mit dem Komponieren.

FRÖSI: Denken Sie auch manchmal noch an Musik für Kinder?

GERD NATSCHINSKI:
Gewiß, das war schon immer so. Die „Frösi"-Leser kennen sicher meinen ältesten Sohn Thomas. Er ist Komponist, hat viel für Kinder geschrieben, gründete einmal die erste DDR-Beatgruppe „Team 4" und musizierte bei „Karat". Mein jüngster Sohn heißt Felix, sechs Jahre alt und hat seit vorigem Jahr Klavierunterricht. Meine Frau Gundula ist Sängerin und Schauspielerin am Berliner Metropol-Theater. Sie muß also viel zu Hause üben. Da könnt ihr euch vorstellen, daß bei uns manchmal ein ganz schönes musikalisches Durcheinander herrscht.

FRÖSI: Was tun Sie, wenn Sie nicht komponieren?

GERD NATSCHINSKI:
Ich gehe mit meiner Familie gern spazieren, fahre Rad, gelegentlich sind wir auch mit dem Boot unterwegs. Doch dafür bleibt wenig Zeit, denn ich bin auch tätig als Mitglied des Nationalrates der Nationalen Front, Vizepräsident des Verbandes der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR, Mitglied des Präsidiums des Solidaritätskomitees der DDR und in noch anderen Funktionen. All das ist für mich wichtig, denn ich brauche den Kontakt zu den Menschen.

FRÖSI: Was raten Sie unseren „Frösi"-Lesern?

GERD NATSCHINSKI:
Laßt euch nicht den ganzen Tag nur „berieseln". „Musikfan" zu sein ist ganz schön, aber man muß vielseitig sein. Bemüht euch, selbst zu musizieren und zu singen. Es macht Spaß, in einer Gemeinschaft aktiv zu sein und nicht nur zuzuhören.

Lieber Gerd Natschinski, wir bedanken uns im Namen unserer Leser für das Gespräch und für das neue Lied. Zu Ihrem 60. Geburtstag, am 23. August, gratulieren wir Ihnen ganz herzlich mit einem „FRÖSI-Blumenstrauß". Wir wünschen Ihnen beste Gesundheit und noch viele gute musikalische Einfälle und Erfolge.

Das Gespräch führte im Auftrag der Redaktion Klaus Fischer

Foto: JW/Andreas Klug

Wir lieben unsre Heimat

Text und Musik: Gerd Natschinski

1. Wir lie-ben uns-re Hei-mat, denn hier sind wir zu Haus. Hier spie-len wir, hier ler-nen wir, fahr'n in den Wald hin-aus. Im Som-mer, wenn es heiß ist, im Win-ter, wenn es schneit, wir lie-ben uns-re Hei-mat zu je-der Jah-res-zeit. 2. Und glüht.

2. Und wenn wir größer werden,
bis wir die Großen sind,
soll auf der Erde Frieden sein,
das wünscht sich jedes Kind.

Wir wollen, daß die Heimat
noch schöner wächst und blüht
und nie die Feuerwolke
am Weltenhimmel glüht.

Die Mahnung

Ich werde die zarte Frau im Kimono mit dem vom Leid gezeichneten Gesicht, aus dem gütige Augen schauen, nie in meinem Leben vergessen.
Wir trafen uns in Moskau, an einem schönen sonnigen Sommertag. Zusammen mit über 3000 Frauen aus der ganzen Welt waren wir hierher zum Weltkongreß der Frauen gekommen. Mit dem Wort der Mädchen, Frauen und Mütter der Welt traten wir hier gemeinsam dafür ein, daß es im Jahr 2000 keine Atomwaffen mehr auf der Welt gibt, so wie es Michail Gorbatschow, der Generalsekretär der KPdSU, im Friedensprogramm der Sowjetunion und aller sozialistischen Länder dargelegt hat.
Frau Tuyako Fujimoto war früher Lehrerin. Und sie liebt Kinder sehr. Seit sie aber die Hölle des Atombombenabwurfs in Hiroshima miterlebt hat und zu den heute etwa 400 000 leidenden Hibakushas (Überlebenden des Atombombenabwurfes) gehört, kämpft sie mit der ganzen ihr verbliebenen Kraft gegen diese fürchterliche Waffe, die das Leben der Erde bedroht. So erlebte ich sie in Moskau. Sanft, fast schüchtern und doch durchdringend sprach sie zu den Frauen aller Nationen, mahnte zur Wachsamkeit und Einigkeit, beschwor alle Mütter, ihre Kinder zur tiefen Friedensliebe zu erziehen. Sie sang Friedenslieder ihres Volkes, faltete Kraniche, sammelte Unterschriften für den Frieden.
Für euch „Frösi"-Leser schrieb sie mir einige Zeilen auf und gab mir dazu eine von ihr selbstgefertigte Kerze mit, eine von denen, die sie alljährlich am 6. August den Opfern zu Ehren leuchten läßt. Ich war stolz, ihr davon erzählen zu können, daß wir in unserem Lande alles dafür tun, daß nie wieder einem Volk ein Leid geschieht.

MARGIT STOLZENBURG

Herzliche Grüße an die Kinder in der DDR

Aus Hiroshima in Japan sende ich den Kindern der DDR viele sommerliche Grüße.
Den Kindern von Hiroshima erzählen jedes Jahr, wenn heißer Sommer ist, die Lehrer und Großeltern vom Atombombenabwurf am 6. August und vom Krieg.
Die Kinder erfahren dabei, daß die Menschen, unter ihnen auch Kinder und Babys, die in Hiroshima lebten, am 6. August 1945, um 6.00 Uhr von dem Blitz einer einzigen Atombombe wie Nebel über die Stadt Hiroshima hinweggeblasen wurden oder wie Gelee zerschmolzen. Insgesamt verbrannten über 100 000 Menschen unter den Häusern wie Laub.
Sie hören, daß solche Schulen wie die ihrigen und Häuser, in denen sie heute wohnen, vernichtet wurden.
Ich war Lehrerin an einer Grundschule. Ich habe mit Kindern der ersten Klasse gemeinsam gelernt. Die japanischen Kinder hassen den Krieg.
Sie wollen eine friedliche Welt aufbauen und brauchen keine Atombombe.
Mit diesem Gelöbnis falten sie unzählige Kraniche für das Denkmal zu Ehren der Lehrer und Schüler, die damals durch die Atombombe gestorben sind.
Liebe Freunde in der DDR!
Behaltet bitte den 6. und 9. August im Gedächtnis, an dem die Welt verdunkelt wurde.
Ich hoffe, daß Ihr im Unterricht und aus Büchern viel über den Schrecken der Atombombe lernt.
Aus Hiroshima und Nagasaki rufen wir:
„Nie wieder Hiroshima und Nagasaki!"
Sayounara

TUYAKO FUJIMOTO

Der Löffler

Besonders stattliche und schöne Sumpfbewohner und mit den Reihern verwandt sind die weißen Löffler. Ihre Schnäbel gehören zu den eigentümlichsten Werkzeugen, die die Vogelwelt zu bieten hat. Dieser „Löffelschnabel" besteht aus zwei flachen Hälften, die vorn löffelartig verbreitert sind. Mit diesem Schnabel kann der Löffler zwar nicht schöpfen, aber nach Entenart allerlei Tierchen aus dem flachen Wasser seihen (filtern). Unaufhörlich schwingt der Löffler dazu seinen Kopf von einer Seite zur anderen, und größere Brocken landen bei erhobenem Kopf ruckartig im Schlund. Im Schlund sammeln die Altvögel die Nahrungstiere, wie Wasserinsekten, Krebstiere, kleine Fische oder auch Schnecken, und bringen sie den schon wartenden Jungen der Schilfkolonie. Immer wieder berühren dann die Jungvögel mit ihrem weichen Stummelschnabel bettelnd den der Eltern, bis diese den Löffelschnabel öffnen und die Jungen sich die begehrte Nahrung aus dem Schlund der Altvögel holen können.
Auffallend sind bei den Altvögeln der orangebraune bis blutrote Kehlkopf, der sich kontrastreich von dem weißen Gefieder abhebt, die leuchtend rote Iris der Augen und die attraktiven Haubenfedern des Kopfes, die bei Erregung zu einer stattlichen Krone aufgestellt werden.
Foto: Erich Hoyer

BIBER

Prima Pioniere

Voller Ideen im Kopf

Lars Wolter aus Lebus ist ein heller, aufgeweckter Junge. Er hat den Kopf immer voller Ideen. So eine „Silbertrommel" wie sie Jan und Tini vom Kinderfernsehen der DDR haben, die könnte ihm gefallen. Damit würde er jeden Tag durch Lebus zur Schule fahren. Seinen Freund Jörg aus der 4a, seiner Parallelklasse, würde er mitnehmen, aber sonst – schwer zu sagen ...

Und wie auf unserem Foto, mit der Gitarre in der Hand die Klasse beim Singen begleitend, so wie die Großen aus der 10., das könnte ihm auch gefallen. Aber leider haben die Lehrer in der Musikschule, in die er jeden Montag seit zwei Jahren fährt, vor das Spielen das fleißige Üben gesetzt. Und obwohl er sich viel Mühe gibt, ist das ganz schön anstrengend! Mit dem Fußball hat es Lars da bedeutend leichter. Er steht im Tor, und das beherrscht er ausgezeichnet. Bei den letzten Hallenfußballmeisterschaften des Kreises Seelow wurde er als bester Torwart gekürt. Seitdem gibt es in der Schülermannschaft der SG Lebus auch einen besten Spieler, der mit Lars gemeinsam solch ein beschriftetes Trikot tragen darf.

Die Interessen von Lars gehen aber auch in Richtung Knobeln und Basteln. Er löst gern die Kreuzworträtsel und baut komplizierte Kräne mit seinem Baukasten. Das Knobeln kommt ihm auch im Mathezirkel, den Lars alle 14 Tage besucht, zugute. Deshalb gefällt ihm der letzte Teil des Arbeitsgemeinschaftsnachmittages immer besonders gut, nämlich, wenn es ganz knifflig wird. Musikschule, Training, Mathezirkel, Gruppenratsvorsitzender, Chor – kommt da das Lernen nicht zu kurz? Lars: „Bis jetzt nicht. Es bleibt trotzdem Zeit zum Spielen mit den Klassenkameraden und zum Lesen."

Als Reporter unterwegs

Sie hat eine spitzbübische Art beim Erzählen und noch mehr beim Schreiben. Doch beides macht sie als Junger Reporter des Seelower Pionierhauses „Willy Kunze" sehr gern. Obwohl die zehnjährige Anja außerschulisch Sport treibt, im Chor singt und für ihre beiden Wellensittiche Hansi und Bubi zu sorgen hat, macht ihr das Verfassen dieser kleinen Notizen sehr viel Spaß. Als Pionierkorrespondent ist sie vor allem für die Seelower Oberschule „Karl Marx" zuständig. Hier geht Anja in die 5. Klasse und hat in ihrer Pioniergruppe die Aufgabe, den Kontakt zur Patenbrigade im Käsewerk Seelow zu halten.

Das macht sie mit viel Umsicht und Zuverlässigkeit. Entspricht doch das „Unterwegssein" ihrer aufgeweckten Art. Als Pionierreporterin ist Anja schon „von Amts wegen" neugierig und vielseitig interessiert, vor allem daran, was in der Pioniergruppe bzw. in der Pionierfreundschaft geschieht. Nicht alle ihre kurzen Berichte darüber sind auf Anhieb druckreif, aber durch die Gespräche in der Arbeitsgemeinschaft bekommt auch Anja Hilfe und Anregung.

Steinreiche Archäologen

Seit 1986 hat das Haus der Pioniere von den über 60 Arbeitsgemeinschaften eine mit „Jungen Archäologen". Geführt von dem Freizeitarchäologen Peter Fiedler. Fünfzehn Pioniere der Stadt Schwerin kommen gern in diese Arbeitsgemeinschaft. So hatte man 1986 bereits ein Spezialistenlager in den Maiferien aufgeschlagen. Und auch in diesem Jahr geht es in ein solches Lager nach Stavenow bei Perleberg. Sonst sind auf dem Programm Geländebegehungen, Besichtigungen und Vermessungen von bronzezeitlichen Hügelgräbern, z. Z. in Görslow. Der versandete Löttig-See bei Parchim wird angereist. Ein Besuch im Camp der Archäologen der Forschungsstelle für Ur- und Frühgeschichte. Und es wird nicht nur geguckt, sondern auch gegraben. Eine Grillparty fehlt nach einem solchen Abenteuer nicht. Regelmäßig zu Gast ist man im Schloß bei Frau Dr. Erika Nagel, die Mitarbeiterin der Forschungsstelle für Ur- und Frühgeschichte ist. Sie zeigt nicht nur Fundaufbereitung, sondern auch den Inhalt eines Berichtes bei Fundmeldungen und die dazu gehörende Fundzeichnung. Und man darf auch einmal beim Öffnen einer Urne dabeisein. Gast der Jungen Archäologen war unlängst Dr. Wolfgang Zessin. Er sprach über Steine und Versteinerungen und brachte Anschauungsmaterial mit wie „Sternberger Kuchen", Höhlenbärzähne aus Rübeland und Fossilien.

CHRISTA DITTMANN

Fotos: Ingeborg Heye (2)
Christa Dittmann (1)

Mikromagier Peter

Fast alle seine Requisiten haben Platz in einem kleinen Aktenkoffer. Damit ist er oft unterwegs. Peter Lissek, der junge Mann aus dem Bezirk Cottbus, geht einem außergewöhnlichen Hobby nach und wird deshalb unter seinen Freunden zu Recht „der Zauberer" genannt. Mehrere hundert Tricks beherrscht der Magier. Die Mikromagie, jene Zauberei, die an einem Tisch und unmittelbar vor den Augen des Publikums geschieht, ist seine Spezialstrecke.
Peter Lissek ist das, was man schlicht eine „Quasselstrippe" nennt. Nichts scheint ihn sprachlos werden zu lassen. Scheinbar mühelos verbindet er humorvolles Wortspiel mit Zauberkunststückchen und will für sein Publikum mehr als nur Tricks aneinanderreihen. Dazu gehört vor allem, seine Zuschauer gut zu unterhalten. Das vor allem mit selbst erarbeiteten oder selbst gezeigten Kunststückchen, denn aus dem Ärmel ist sein Hobby nun einmal nicht zu schütteln.

GABI THIEME

Karl, der Robottänzer

Für sein Tanzen braucht er den Großteil der freien Stunden nach der Arbeit. Ehe solch ein „Robotdance" sitzt, dauert es etwa zwei Monate, obwohl er immer noch daran feilt. Die Kondition dazu holt sich der inzwischen unter dem Künstlernamen „Robot Karlik" bekannte Karl-Marx-Städter Amateurtänzer Karl Baron beim Schwimmen, bei Popgymnastik und längeren Läufen. Mit „Robotdance", verkleidet als kesser Amadeus oder „angeputzte" Modepuppe, unterhält er sein Publikum und schlüpft rund fünfzehnmal im Monat in ein solches Kostüm. Der gelernte Kfz-Schlosser ist nun schon das fünfte Jahr Tänzer aus Leidenschaft und weiß mit Humor und Witz zu unterhalten. Vor allem aber will er mit seinen Bewegungen auch sagen: „Leute – werdet nicht zu Robotern."

PETRA REUTER

Fotos: Klaus Jedlicka, Wolfgang Ebert

Die Gottesanbeterin

Schwer ist sie zu entdecken, wenn diese große, langgestreckte Heuschreckenart stumm und starr zwischen den Grashalmen sitzt. Dann hat sie ihre beiden Fangbeine wie zum Gebet gen Himmel erhoben – das brachte ihr den seltsamen Namen „Gottesanbeterin" oder – wissenschaftlich – Mantes religiosa ein.
Das ist die typische Lauerstellung dieses räuberischen Insekts. Nähert sich ein anderes Insekt, gleich welcher Art (auch kleinere Exemplare ihrer eigenen Sippe werden gefangen), schnellen ihre speziellen Fangzangen nach vorn, und um die Beute ist es geschehen, denn losgelassen wird mit den gezähnten Klammern nun nicht mehr. Das Zuschlagen geht blitzschnell vor sich, und das noch zappelnde Insekt wird alsbald bei lebendigem Leibe angefressen.
Ein höchst gefährliches Abenteuer, ähnlich wie bei den Spinnen, ist die Hochzeit bei Familie Gottesanbeterin für das kleinere Männchen. Nicht selten kommt es vor, daß während der Hochzeitsfreude das gefräßige Weibchen das Männchen erwischt und unbekümmert ihren zarten Liebhaber aufknabbert.
Bei einem Urlaub schon im Süden der ČSSR oder in Ungarn, aber besonders in Rumänien und Bulgarien könnt ihr diese Heuschreckenart auf Wiesen und Trockenhängen entdecken.
Foto: Erich Hoyer

A

Die Gitarre

Manuel geht jeden Tag von der Bretterhüttensiedlung am Rande der Hafenstadt Antofagasta zu den Fischern am Strand – Zeit genug für allerlei Gedanken. Der Kummer frißt mein Lachen, denkt Manuel und wischt sich über die Augen, wenn ihn niemand sieht. Ich hasse die Wölfe in diesem Chile, die sich Polizei nennen. Manuel ballt die Fäuste in den Taschen. Auch den Vater haben sie nach dem Streik der Hafenarbeiter verschleppt. Ein Jahr ist seitdem vergangen, und niemand hat je wieder etwas von ihm gehört. Und dann das Geschrei der Geschwister in der Hütte, und Großmutter, die nie weiß, was sie in den Kochtopf stecken soll, und Mutter, die sich in einer weißen Villa in einer fernen Stadt als Köchin verdingt hat – wie soll ein Junge da noch lachen!

Wenn Manuel mit seinen Gedanken soweit gekommen ist, hat er meist den Strand erreicht. Dann braucht er seinen Kopf, um eine Handlangerarbeit zu finden, schwere Arbeit. Dabei kann man nicht denken. Aber wenn es gut geht, hat er ein paar kleine Füchse in der Hand, so nennt Manuel die kleinen Geldstücke, die zwischen seinen Fingern klimpern. Nicht lange, denn Großmutter findet sie alle. Was hat sich Manuel schon für Listen ausgedacht – Großmutter kommt ihm immer auf die Schliche. Gestern erst hat sie das Versteck hinter der Matratze aufgespürt. Sie muß die Füchse riechen, denkt Manuel. Alle diese kleinen Füchse hat Manuel mühsam gespart, um sich eine Gitarre zu kaufen.

Eine Gitarre – so ein Traum! Damit kann man in den Straßen vor den Cafés spielen und große Füchse einsammeln, genug, um Obst und Braten und bunte Bonbons auf den Tisch zu stellen – Schüsseln voll. Und ein weißes Haus würde er kaufen! „Aber ihr füttert mit meinem Traum eure hungrigen Bäuche!" schreit Manuel zornig in die Hütte hinein. „Ich komme nie wieder zurück!"

Manuel rennt zum alten Zepheiros. Der hat eine Gitarre. Der sieht es Manuel an, wenn ihn etwas bedrückt. Zepheiros schiebt ihm auch heute die Gitarre über den Tisch und zeigt ihm einen neuen Griff, der die Töne lebendig macht. Zepheiros! So ein Mann! Alt ist er und hat Falten wie eine zerknüllte Zeitung. Aber wenn er auf seiner Gitarre spielt, sammeln sich die Leute an der Straßenecke. Und Mut hat Zepheiros! Er singt, was man nicht sagen darf – von den Verhafteten und von Streiks und der gemeinsamen Kraft der Hafenarbeiter. Zepheiros hängt seine Gitarre wie ein Gewehr über die Schulter.

Manuel bummelt zu den Lagerschuppen am Hafen und findet in einer Ecke einen Sack, wo er schlafen kann. Hart ist der Boden in einem Lagerschuppen. Am Morgen muß Manuel Arme und Beine schütteln, ehe sie ihm wieder gehorchen.

Die Tage vergehen. Manchmal verdient Manuel etwas und steckt einen kleinen Fuchs in den Beutel, den er um den Hals trägt. Aber dann kommen wieder Tage, wo nur der Magen knurrt, und diese Tage fressen alle Füchse aus dem Beutel. „Morgen gehe ich zu Großmutter zurück!" ruft Manuel in das Kreischen der Hafenkräne hinein. Aber am Morgen verläßt ihn der Mut. „Eine Woche mindestens wird Großmutter mir in den Ohren liegen", seufzt Manuel. „Faulpelz! Herumtreiber!" wird sie schreien, und dann gibt es den Pantoffel um die Ohren.

In einer so zergrübelten Nacht fühlt Manuel plötzlich etwas Warmes, Seidiges an seinen Füßen. „Nun sieh mal einer an, ein Seidenprinz!" flüstert Manuel und hebt ein winziges Hündchen in das Mondlicht. „Bist viel zu schön für einen Herumtreiber!" Das Hündchen schmiegt sich an Manuels Brust.

Seit der Seidenprinz mit Manuel durch die Straßen zieht, läßt mancher den Jungen den Koffer tragen, der ihn früher nicht einmal bemerkt hätte, denn der Weiße wedelt mit dem Schwanz und schmeichelt jedem. Schon nach zwei Tagen bietet eine Frau im Auto drei große Füchse für den Hund. Manuel schüttelt den Kopf, aber ein Gedanke hakt sich fest: Drei große Füchse oder vielleicht auch vier, wenn er feilscht – die reichen für eine Gitarre beim Trödler.

So ein Hund wärmt in der kalten Nacht wie ein Federkissen. Manuel streichelt den Weißen und schiebt ihm Leckerbissen in das Maul. Aber wenn Manuel die Augen schließt, sieht er eine Gitarre über seiner Schulter hängen. Eine Woche lang kämpft Manuel um eine Entscheidung, Hund oder Gitarre, dann hat die Gitarre gesiegt. „Wirst es schließlich besser haben als hier auf dem Sack. Kannst auf weichen Kissen schlafen und in Autos fahren!" flüstert Manuel dem Weißen ins Ohr und kämmt ihn sorgfältig.

Die Morgensonne steht schon ziemlich hoch über den Bergen. Manuel wandert in die vornehmen Straßen der Stadt, dahin, wo die Leute wohnen, die auch große Füchse leicht entbehren können. Manuel sieht sich die Leute genau an, schließlich soll es dem Seidenprinzen gut gehen. Am Nachmittag hat Manuel den Hund endlich verkauft – für vier große Füchse und noch zwei kleine dazu. Er durchstreift die Trödelläden am Rande der Stadt. Aber so viel er auch sucht und feilscht wie Großmutter, erst kurz vor der Dunkelheit hat er eine Gitarre erhandelt.

Als der Morgen graut, steht sein Entschluß fest: Er wird zur Großmutter zurückgehen und mit der Gitarre alle in der Hütte versorgen – überreichlich.

Als Manuel in die Hütte kommt, umarmt ihn Großmutter, und Tränen kullern über ihre Wangen. Aber dann – kaum sind Augenblicke vergangen, bricht es aus ihr heraus. Die Bretterhütte wackelt. Großmutter wirft mit der Blechkanne nach Manuel. Die Kleinen flüchten unter das Bett. Großmutter will Manuels Gitarre beim Trödler an der Ecke verhökern. Manuel entreißt ihr die Gitarre. Er weicht vor Großmutter zurück und spielt das Lied von den zwei Tauben, das die alte Frau immer am Herd singt, wenn sie an ihre Jugendzeit denkt.

Großmutter murrt, aber dann setzt sie sich auf die Bettkante und summt mit. Die Kleinen klettern ihr auf den Schoß. Das ist der Augenblick, auf den Manuel gewartet hat. Er schlüpft mit der Gitarre aus der Tür.

Die Tage wachsen zu einer Woche. Manuel hat kein Glück mit seiner Gitarre. Die Füchse meiden seine Hosentasche. Manuel setzt sich müde an eine Hauswand und klimpert auf den Saiten Großmutters Lieblingslied. Ein Lederjackenmann lacht. Das Lachen steckt an. Manuel wird zornig. Er stellt sich den Menschen entgegen, die hier in den Straßen mit den hundert Geschäften flanieren und beginnt von seinem Leben zu singen – ein Hohn für die Leute mit den Krawatten. Mancher sieht Manuel an, aber alle gehen vorüber. Manuel hängt seine Gitarre über die Schulter. Er geht zum Hafen und singt von seinem Vater, der verschwunden ist. Da hört man ihm zu. Manuels Lieder gleichen von Tag zu Tag mehr den Liedern des alten Zepheiros. Kein Wunder, oft hockt Manuel in der Hütte des Alten und lernt, wie man singen muß, um die Herzen der Menschen zu erreichen. Selbst Großmutter schimpft nicht mehr, wenn Manuel manchmal mit leeren Taschen nach Hause kommt.

An einem Sonntag winkt der alte Zepheiros Manuel in seine Hütte. „Im Schuppen 8 versammeln sich die Docker. Streik wird beraten, wie damals, als dein Vater am Vorstandstisch saß. Nimm deine Gitarre, sie warten auf dich."

Manuel singt das Lied von der Kraft der Arbeiterfäuste. Die Männer singen mit. Manuel scheint es so, als hätte er jetzt viele Väter. Er spürt, daß es Dinge gibt, die wichtiger sind als kleine Füchse. Manuel geht den Weg zu den Bretterhütten. Er hängt seine Gitarre wie ein Gewehr über die Schulter.

GÜNTHER FEUSTEL

Zeichnung: Karl Fischer

Lalo und der Präsident

In Valparaiso, Chiles größter Hafenstadt, leben die Armen auf den Hügeln des Stadtteils Báron. Durch die Gassen von Báron schritt eine Gruppe von Leuten, in ihrer Mitte Salvador Allende, der Arzt, der Parteiführer. Auf ihn trat ein Junge zu, 10 Jahre alt, barfuß, und er trug einen Schuhputzkasten am Riemen über der Schulter.
„Genosse Allende, auf ein Wort!"
Die Leute schmunzelten. Ein Kind sagt „Genosse" zu dem großen Mann und reicht ihm doch kaum bis zum Gürtel! Allende schmunzelte nicht. Das Kind war ein barfüßiger Schuhputzer – eines von so vielen hunderttausend barfüßigen Kindern im Land.
„Laß hören, Junge. Wie heißt du?"
„Ich bin Lalo. Lalo García. Mich kennen sie hier alle, weil ich gut bin im Fußball."
„Fußball – barfuß?"
„Hab ja keine Schuh. Genosse Allende, ich habe eine Bitte, die müssen Sie mir erfüllen, sobald Sie Präsident von Chile sind. Nämlich, daß Sie dann meinem Vater Arbeit geben und daß ich zur Schule gehen darf. Ich will doch Ingenieur werden. Damit wir jeden Tag zu essen haben, auch meine Mutter und meine Schwester. Machen Sie das?"
Allende nickte.
„Wirklich? Sie versprechen's mir? Mit Handschlag?"
Allende gab ihm die Hand drauf. Er blickte ihn ernst in die Augen. „So bald ich's bin, Lalo."
Es kostete aber neun Jahre zähen Kampf, bis er wirklich in den Präsidentenpalast einziehen konnte. In diesen neun Jahren gingen Tag für Tag so viele Dinge durch seinen Kopf – unmöglich, daß er sich jede Begegnung mit irgend jemandem einprägte. Und doch, diese vergaß er nicht. Bei der ersten Reise nach Valparaiso ließ er im Stadtteil Báron nach Lalo García suchen. Es mußte ja mittlerweile ein stattlicher Jüngling aus ihm geworden sein. Ob er noch immer Fußball spielte?
Man suchte vergebens. Was Allende erfuhr, schmerzte ihn tief. Lalo García hatte die neun Jahre nicht überlebt. Allende traf die Mutter und die Schwester, die ihm sagten, daß Lalo an Unterernährung gestorben war. Neun Jahre Hunger – das ist eine lange Zeit.

Salvador Allende Gossens, geboren am 26. Juli 1908 in Valparaiso, war Arzt. Wie jeder Arzt, so suchte auch er nach den Ursachen der Krankheiten und erkannte die schlimmste von allen – den Hunger und das Elend des ausgebeuteten Volkes. Er wurde zum Führer der chilenischen Sozialisten, die sich mit den Kommunisten und anderen fortschrittlichen Gruppen zur Unidad Popular verbündeten, der Volkseinheit. An ihrer Spitze gewann er die Präsidentschaftswahlen 1970. Als Staatspräsident Chiles leistete er ein großes Werk, um die Ausbeutung seines Volkes zurückzudrängen. Zuerst und vor allem half er den Kindern. Schon zu Weihnachten 1970 hatte jedes Kind Schuhe und bekam zu essen. Als seine Regierung begann, Chiles Bodenschätze ins Eigentum der Nation zu überführen, griffen die Volksfeinde zum grausamsten Mittel. Am 12. September 1973 ließen sie Salvador Allende in der Hauptstadt Santiago ermorden und errichteten eine blutige faschistische Diktatur.

HELGA und HANSGEORG MEYER
Zeichnung: Hans Betcke

Der Kuckuck

Wer kennt ihn nicht, den Vogel, der seinen eigenen Namen ruft – Kuckuck. In Verruf hat er sich aber gebracht durch seine Eigenschaft, seine Eier in die Nester anderer Vogelarten zu legen. Damit der Besitzer des Nestes keinen Verdacht schöpft, beseitigt das Kuckucksweibchen sogar vorher noch ein Ei aus dem Gelege des Wirtsvogels. Das eigene Ei legt das Kuckucksweibchen auf dem Boden ab und trägt es dann im Schnabel zum Nest. Das Erbrüten und die Aufzucht überläßt der Kuckuck dem fremden Elternpaar. Doch bevor der junge Kuckuck dank des nimmermüden Fütterns durch die Pflegeeltern rasch heranwächst, hat er gleich nach dem Schlüpfen alles aus dem Nest beseitigt, was mit seinem Rücken in Berührung kam – Eier oder auch gerade geschlüpfte Jungen des Wirtsvogels.
So schlimm das klingt, muß man aber verstehen, daß diese „schlimme Tat" eine notwendige Anpassungsmaßnahme zur Erhaltung der Kuckucksart ist. Ohne die Entfernung der Nahrungskonkurrenten im Nest würde der im Vergleich zu den meist viel kleineren Wirtsvögeln riesige Jungkuckuck gar nicht satt werden und verhungern. Und wer von uns möchte schon das Rufen des Kuckucks, das zum Frühling und Sommer gehört, in Wald und Flur missen.
Foto: Erich Hoyer

Der einsame Wanderer

„Wenn der Sturm am kräftigsten war und die Wogen, mit Schaum bedeckt, am höchsten heranschlugen, da stand er, von dem spritzenden Schaume oder auch von einem plötzlichen Ergusse des Regens durchnäßt, hinschauend wie einer, der sich an solcher gewaltigen Lust der Augen nicht sattsehen kann. Wenn ein Gewitter mit Blitz und Donner über das Meer daherzog, dann eilte er ihm wie einer, der mit den Mächten einen Freundschaftsbund geschlossen, entgegen auf den Felsensaum der Küste oder ging ihnen nach in den Eichenwald, wo der Blitz den hohen Baum zerspaltete, und murmelte sein halblautes ‚wie groß, wie herrlich, wie mächtig!'"[1]

Der Mann, den Rügener Fischer einstmals auf seinen weiten Wanderungen beobachteten, war kein anderer als der Maler Caspar David Friedrich. Er erlebte die Natur mit allen ihren Eigentümlichkeiten und Schönheiten, fühlte sich eng mit ihr verbunden. Zu Hause dann – im karg eingerichteten Atelier, in dem nur Staffelei, Tisch und Stuhl standen – versuchte er auf seinen Bildern sichtbar zu machen, welche Gedanken und Gefühle er beim Betrachten einer Landschaft hatte. Dabei begnügte er sich nicht damit, Gesehenes wiederzugeben, sondern die Erscheinungen in der Natur erhielten bei ihm einen übergreifenden Sinn für menschliches Leben überhaupt – so für Freude und Trauer, Hoffnung und Aufbegehren, Werden und Vergehen, Sehnsucht nach Frieden und Freiheit. Das war das Besondere an Friedrichs Kunst.

Er bevorzugte Motive von der Ostseeküste und aus dem Mittelgebirge, die Tages- und Jahreszeiten – das Licht der Morgenfrühe und des Mittags, die Dämmerung und den aufgehenden Mond, Nebel und Sturm, den Herbst und vor allem den Winter. Dem Himmel kommt auf seinen Bildern wesentliche Bedeutung zu. Besonders an ihm sind die Stimmungen in der Atmosphäre und die Stimmungen des Malers abzulesen. Ein tiefer, durchsichtiger Himmel steht als Zeichen für Unendlichkeit; dunkle, schwere Wolken für Beunruhigung und Bedrohung. So nahm er auch in einigen seiner Bilder direkt Bezug auf den Befreiungskampf gegen die französische Fremdherrschaft 1813/14.

„Der Maler soll nicht nur malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht."[2]

Caspar David Friedrich, am 5. September 1774 als sechstes von zehn Kindern eines Seifensieders in Greifswald geboren, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung bei einem Zeichenlehrer, studierte in Kopenhagen und siedelte nach Dresden über. Später wurde er dort Professor an der Kunstakademie. Er führte ein bescheidenes, oft einsames Leben. Seine letzten Jahre waren von Krankheit und Armut überschattet. Wegen einer Lähmung der rechten Hand konnte er den Pinsel nicht mehr führen. Am 7. Mai 1840 ist er in Dresden gestorben. Seine Kunst geriet in Vergessenheit und wurde erst zur Jahrhundertausstellung 1906 wiederentdeckt.

Caspar David Friedrich, der auf keines der Gemälde seinen Namen schrieb, ist der bedeutendste Landschaftsmaler der Romantik. Seine Bilder zeugen von einer tiefen Liebe zu seiner Heimat. Einige seiner Kunstwerke sind auch in unseren Museen zu bewundern – in Dresden, Berlin, Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Erfurt, Weimar, Schwerin, Greifswald und Potsdam. Schau sie dir an!

Repros: JW-Bild **Marita Kloß**

A Hühnengrab am Meer, 1806/07, Weimar, Kunstsammlungen, Ausschnitt
B Georg Friedrich Kersting, „Caspar David Friedrich im Atelier", Hamburg, Kunsthalle, Ausschnitt
C Das Neurathener Felsentor, um 1828, Leningrad, Ermitage, Ausschnitt

1 überliefert von G. H. von Schubert
2 Caspar David Friedrich

A

B C

FERIENPÖTTE AUS HOLZ UND BORKE

Tüte-Tips für Schiffsmodellschnitzer

Schlepper

Fischdampfer

Fischerboot

Feuerschiff

Frachter

Fahrgastschiff

Beteilige dich auch an der FERIENPOTT-Preisaufgabe. Siehe Heftmitte und Seite 29.

Die Beutelmeise

Eine besondere „Attraktion", die Nestbaukunst unter den heimischen Vogelarten betreffend, hat die kleine Beutelmeise zu bieten: das kunstvolle Nest, wie ein Bastkorb in die Zweigspitzen von Birken und Weiden gehängt, erinnert an die Nester afrikanischer Webervögel.

Es ist eine interessante Sache, den Werdegang eines Nestbaues zu beobachten: Zuerst werden in einer Astgabel Grund- und Seitenwickel hergestellt und diese dann durch eine Brücke verbunden (Ringstadium). Dann wird über das Schaukel- und Henkelkorbstadium eine Seite geschlossen und als letztes die verbliebene Öffnung zu einer Röhre ausgebaut. Materialien für den Nestbau sind Rohrkolben-, Weiden- und Pappelsamen, Bastfasern von Brennesseln und anderes faseriges Material. Zwei bis drei Wochen brauchen die Beutelmeisen bis zur Fertigstellung eines Nestes. Die Beutelmeisenmännchen nehmen es mit der Ehe nicht so genau – ein Männchen ist nacheinander mit mehreren Weibchen verpaart. Doch baut ein Männchen ein Brutnest nur fertig, wenn es ein Weibchen gefunden hat, ansonsten bleibt die „Bauleistung" beim Henkelkorbstadium stecken. Übrigens – behaltet den Fund eines Beutelmeisennestes am besten für euch (nur dem Naturschutzbeauftragten sollt ihr eure Beobachtung mitteilen), denn oft kommt es vor, daß durch allzu Neugierige die Beutelmeisennester heruntergerissen werden.

Foto: Erich Hoyer

Z

F

Tornados und Wirbelstürme

Naturkatastrophen greifen immer wieder in das Schicksal vieler Menschen ein. Schon im Altertum wurden ganze Städte durch Erdbeben, Vulkanausbrüche oder Sturmfluten vernichtet. Inzwischen können wir uns weitgehend gegen Naturgewalten schützen, aber nicht vollständig. Dies gilt besonders für manche Länder. Heute wollen wir eine Art von Naturkatastrophen kennenlernen: Wirbelstürme. Ihre sonderbarste Form bilden die Tornados. Sie heißen auch Wind- oder Wasserhosen, je nachdem, ob sie über Land oder über dem Ozean auftreten. Das Wort „Hose" hat dabei nicht die Bedeutung des bekannten Kleidungsstückes. Im Englischen bezeichnet „hose" einen langen Strumpf oder Schlauch.

Beim Tornado senkt sich aus einer Wolke eine Art Schlauch, einem Elefantenrüssel ähnlich, zur Erd- oder Wasseroberfläche. Innerhalb des Schlauches dreht sich die Luft mit rasender Geschwindigkeit im Kreise. Sie wird auf 100 bis 200 m je Sekunde geschätzt, was 360 bzw. 720 km/h entspricht. Dies sind die in Erdbodennähe vorkommenden schnellsten Luftgeschwindigkeiten überhaupt.

Die zerstörende Wirkung beruht aber nicht allein darauf, sondern sehr wesentlich auf dem großen Luftdruckunterschied zwischen der Mitte des Luftwirbels und seinem äußeren Rand. Dadurch entsteht ein Sog. Er reicht aus, um Gegenstände in zwei Sekunden bis auf Geschwindigkeiten von 70 m je Sekunde zu beschleunigen. So ist es schon passiert, daß Autos und leichte Häuser, ja sogar eine Lokomotive vom Boden abgehoben wurden, ein Stück weit durch die Luft flogen und dann wieder zu Boden stürzten. Sicherheit findet der Mensch bei einer solchen Katastrophe nur im Keller. In manchen Gebieten, in denen Windhosen vorkommen, gibt es aber keine unterkellerten Häuser. Die Menschen sind so arm, daß sie nur dürftige Hütten bauen können.

Der Luftwirbel eines Tornados kann sehr verschiedene Durchmesser haben, angefangen von wenigen bis zu etwa 100 m. Er hängt wie ein Rüssel aus der Wolke herunter, pendelt hin und her und hebt sich zuweilen wieder vom Boden ab. Am stärksten ist die Sogwirkung in den untersten 40 m. Während man den Wind als solchen normalerweise nicht sehen kann, denn er besteht ja aus bewegter Luft, sondern nur die Folgen, die er hervorruft, ist ein Tornado sichtbar. Infolge des starken Luftdruckabfalls und der damit verbundenen Abkühlung bilden sich aus dem in der Luft enthaltenen Wasserdampf winzige Wassertröpfchen. Sie sind ebenso wie die Wolken, die gleichfalls aus solchen schwebenden Tröpfchen bestehen, sichtbar. Über dem Ozean saugt ein Tornado Wasser in die Höhe, daher der Name „Wasserhose". Über dem Festland ist die Windhose auch durch den wirbelnden Staub und andere feste Brocken zu erkennen.

Tornados bleiben nicht an Ort und Stelle stehen, sondern wandern. 1974 ereigneten sich in den USA an nur zwei Apriltagen 125 Tornados. Einer wanderte über 50 km weit. Der schwerste hinterließ eine etwa 1000 m breite Schneise der Verwüstung. Insgesamt gab es mehr als 300 Tote und etwa 5400 Verletzte. Der Mittelwesten der USA wird besonders von Tornados heimgesucht. Sie kommen aber auch in Uruguay, Indien, Japan, Australien und auf Neuseeland vor, sehr selten und in meist abgeschwächter Form sogar in Europa. So erfaßte 1927 eine Windhose einen kleinen See in der Nähe von Moskau. Sie hob das Wasser mitsamt den darin befindlichen Fischen in die Luft. Unweit von Serpuchow, ebenfalls in Moskaus Umgebung, fiel später ein Regen mit Fischen und Fröschen.

Tornados entstehen an der Grenze zwischen Luftmassen sehr unterschiedlicher Temperatur. Auch für Wirbelstürme, die sich von Tornados dadurch unterscheiden, daß sie viel größere Gebiete erfassen, spielt die starke Erwärmung von Luft eine ursächliche Rolle. Deshalb treten Wirbelstürme hauptsächlich in tropischen Gebieten auf. Sie haben in den verschiedenen Ländern unterschiedliche Namen. In Nordamerika und Europa heißen sie Orkane, auf den Westindischen Inseln Hurrikane, in Japan Taifune, in Australien Willy-Willys. Sie bilden sich über tropischen Ozeangebieten und wandern häufig festlandwärts weiter. Manchmal überqueren sie den ganzen Atlantik und erreichen in abgeschwächter Form Europa.

Insbesondere an den Küsten von Indien, Bangladesh und Japan treiben sie außerdem häufig riesige Wassermassen vor sich her und führen im Verein mit gewaltigen Regengüssen zu Überschwemmungen, denen Tausende Menschen zum Opfer fallen. So gab es allein 1970 in Bangladesh eine Viertelmillion Tote. Über Land können gigantische Staubmassen mitgerissen werden. 1961 ereignete sich im vorkaukasischen Raum und in der Südukraine ein Staubsturm. Dabei wurde eine Erdmasse durch die Luft befördert, mit der man nach Berechnungen des sowjetischen Meteorologen M. Shukow drei Milliarden Waggons von je 15 t Nutzlast hätte füllen können.

Um die Entwicklung von Wirbelstürmen und ihre Zugstraßen rechtzeitig zu erkennen und so die voraussichtlich betroffenen Gebiete zu warnen, leisten heute Wettersatelliten gute Dienste. Außerdem werden wirbelsturmverdächtige Regionen der Ozeane von Wetterflugzeugen überwacht

HANS KLEFFE

Zeichnung: Gisela Wongel

Die Wundermedizin

Doktor Löffler schüttelte den Kopf. Was sollte er nur mit der alten Frau Frankenhäuser machen? Immer wenn sie zu ihm in die Poliklinik kam, hatte sie wieder abgenommen.
„Ein Jahr noch, Schwester. Sie werden sehen. Länger schafft sie's kaum." Der Arzt verstummte und dachte nach, dann sagte er: „Was soll ich ihr nur verordnen? Sie ist ja im eigentlichen Sinn nicht krank. Das ist eben das Alter!"

*

In der Schule ging es um Kerstin und ihre Timurhilfe.
„Wird das nicht zuviel für sie?" fragte die Russischlehrerin, als Kerstins Klassenleiterin erzählte, daß das Mädchen Frau Frankenhäuser helfen würde. „Bei mir in Russisch steht sie fast auf Vier." „O weh! Und ich hab' bereits zugesagt!" Frau Kriemich überlegte. „Wenn sie nicht besser wird, muß sie mit der Timurarbeit aufhören, obwohl ihr das Spaß macht!"
Kerstin ging zweimal in der Woche zu Frau Frankenhäuser, die schon 84 Jahre alt war. Vor ein paar Jahren war ihr Mann gestorben, und ihr Sohn war im zweiten Weltkrieg gefallen.
Kerstin hatte erfahren, daß es irgendwo Verwandte gab. Zu Weihnachten und Ostern wurden Kartengrüße gewechselt, und zum Geburtstag erhielt Frau Frankenhäuser Glückwünsche, die manchmal vierzehn Tage später ankamen.
Zu ihrem 84. Geburtstag bekam Frau Frankenhäuser zwei Blumensträuße – einen von der Volkssolidarität, wie in jedem Jahr, und einen von Kerstin. Frau Frankenhäuser hatte Tränen in den Augen, als sie ihr Gesicht in Kerstins Nelkenstrauß drückte. Frau Frankenhäuser konnte nicht mehr gut laufen, Kerstin kaufte für sie ein, brachte die Wäsche zur Wäscherei und holte sie wieder ab. Sie half auch in der Wohnung. Frau Frankenhäuser erzählte viel aus ihrem Leben. Weite Reisen hatte sie unternommen, war auf Berge gestiegen, hatte Seen durchschwommen. 1945 war sie Neulehrerin geworden. Sie hatte die russische Sprache studiert und sie viele Jahre gelehrt – noch als sie schon Rentnerin war, arbeitete sie weiter als Lehrerin.
Es war in der vierten oder fünften Woche, seit Kerstin der alten Frau half, als sich das Mädchen wieder zu einem kleinen Plausch setzen sollte. Kerstin schüttelte den Kopf. „Heute kann ich nicht bleiben. Morgen schreiben wir eine Russischarbeit. Ich muß noch allerhand büffeln!"
„Das ist gut!" sagte die Frau. „Wie stehst du denn in Russisch?" Kerstins Gesicht lief rot an. „In Russisch zwischen Drei und Vier", gestand sie. „In den anderen Fächern besser."
„Oh!" Frau Frankenhäuser strich sich eine weiße Haarsträhne aus der Stirn. „Das ist ja nicht sehr schön!"
„Ich weiß!" sagte Kerstin bedrückt. „Aber Russisch macht mir überhaupt keinen Spaß. Die Grammatik, die vielen Vokabeln und überhaupt ..."
Frau Frankenhäuser erhob den Zeigefinger: „Spaß macht, was man kann! Und ohne Vokabeln ist keine Fremdsprache zu erlernen. Soll ich dir helfen?"
Zaghaft nickte Kerstin, und Frau Frankenhäuser bestimmte: „Gut! Also dann: Jeden zweiten Tag Russisch! Du hilfst mir, danach helfe ich dir. Manchmal auch umgekehrt!" Und sie lächelte ein bißchen.

*

Acht Wochen später.
„Na, was macht denn meine Kerstin in Russisch?" erkundigte sich Frau Kriemich wieder einmal.
„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll!" bekannte die Russischlehrerin. „Sie wird immer besser – und so schnell! Es ist fast wie Zauberei! Jetzt steht sie schon beinahe auf Zwei."

*

In der Poliklinik faßte sich Doktor Löffler an den Kopf, als Frau Frankenhäuser das Sprechzimmer verlassen hatte.
„Also, Schwester ... vor einem Vierteljahr dachte ich, die Frau lebt nicht mehr lange. Aber jetzt – sie muß eine Wundermedizin haben, sie wird jünger! Lachen Sie nicht, Schwester, sie wird wirklich jünger!"
Woran das wohl liegen mag? Könnt ihr's euch denken?

HARRY GERLACH

Diese und andere spannende, lustige, auch nachdenklich stimmende Timurgeschichten könnt ihr in dem neuen Kinderbuch „Die Wundermedizin" von Harry Gerlach lesen. Es erscheint noch in diesem Jahr im Kinderbuchverlag Berlin.

Zeichnung: Erich Gürtzig

Die Blindschleiche

Ein ganz altes Tierbuch (von 1670) sagt über die Blindschleiche: „Diese Schlang, die wir Blindenschleicher heissen, bekombt dieser Nahmen von der Blindheit, dann es soll gar kleine blöde Augen haben, fast wie der Maulwurff."
Kein schönes Urteil über dieses Kriechtier, das aber – wie heute jeder weiß – keine Schlange, sondern eine Eidechse mit zurückgebildeten Beinen ist. Und blind ist die Schleiche ganz gewiß nicht. Wenn wir im Garten eine Blindschleiche fangen und sie uns genau anschauen (aber Vorsicht, nicht am Schwanz anfassen, denn der bricht sehr leicht ab!), dann sehen wir die kleinen, hübsch gelbglänzenden Augen. Auch die beweglichen Augenlider unterscheiden die Blindschleiche von den Schlangen. Die Blindschleiche ist nicht etwa giftig, wie das im gleichen alten Tierbuch auch behauptet wurde, sondern ausgesprochen nützlich, denn sie vertilgt im Garten die Nacktschnecken, die sich an den Erdbeeren gütlich tun. Besonders nachts ist dieses Tier aktiv, am Tage nimmt sie gern ein Sonnenbad.
Die Weibchen der Blindschleiche bekommen etwa 5 bis 20 Jungtiere, legen also keine Eier wie viele andere Reptilienarten, sondern sind „lebendgebärend".
Den Winter verbringen die Tiere meist in Gesellschaft anderer Artgenossen in Erdhöhlen.
Foto: Erich Hoyer

Katerchens Mondflug

TEIL III

WILLI MEINCK

Ein KATER aus gutem Hause

Es war nun Winter geworden. Und die Buchfinkengasse schlummerte unter einer federleichten Schneedecke. Schon zeitig kam die Dunkelheit. Katerchen spazierte nachts über die Dächer oder scheuchte die Katzen durch die Gärten. Die vollführten dann immer ein mörderisches Gekreisch, so daß selbst der Mond sein Gesicht verzog.

Katerchen war unter Anitas Pflege rund und stark geworden, und man merkte kaum noch, daß er schielte. Eigentlich hätte er mit seinem Leben zufrieden sein können, aber Kater sind ja nie zufrieden. Was ihn ärgerte, waren die häufigen Besuche des Lokführers Gustav Franke, der Anita schon zum dritten Mal einen Heiratsantrag machte. Dabei wurden beide ganz rot. Fräulein Strudel gab Gustav einen langen Kuß und wisperte: „Ach, warten wir doch noch ein bißchen, Gustav."

Bei diesem Anblick spürte Katerchen einen Stich in seinem Herzen. Er sprang aufs Fensterbrett und raste wie ein Pfeil in den Garten hinaus. Fast eine halbe Stunde saß er stumm auf dem Dachfirst, leckte seine Pfoten und starrte vor sich hin. Am Himmel glitzerten die Sterne, und der Mond hing über einem entlaubten Ahornbaum.

„Warum so traurig, Katerchen?" fragte der Mond.

„Geht dich einen Dreck an", erwiderte Katerchen und streckte seine Zunge raus. Zum Glück sind Katzenzungen nicht sehr lang, so daß der Mond sie nicht sehen konnte. Auch hatte er die häßlichen Worte nicht gehört.

„Charascho!" sagte er. „Well! Come to me!"

Katerchen horchte auf. Wie gut, daß er bei Studienrat Hügel Englisch und ein bißchen Russisch gelernt hatte. „Charascho!" hieß „Gut!" und „Come to me!" war eine Einladung, den Mond zu besuchen. Mißtrauisch schielte Katerchen nach oben.

„Willst du dich lustig machen über mich?" fragte er.

Der Mond ließ sich Zeit mit seiner Antwort.

„Fliegen kann jeder", sagte er dann. Katerchen schüttelte seinen dicken Kopf.

„Hast du schon einmal einen Kater mit Flügeln gesehen?" fragte er.

„Heutzutage ist alles möglich", sagte der Mond.

Da schob sich plötzlich eine finstere Wolke heran.

„Achtung!" schrie Katerchen. Aber es war schon zu spät. Die Wolke verdeckte die linke Hälfte des Mondes, und im Nu war er gänzlich verschwunden. Schade, dachte Katerchen. Ist eigentlich ein netter alter Bursche.

Seitdem ließ ihn der Gedanke an einen Flug zum Mond nicht mehr los. Er erinnerte sich an seinen berühmten Ururururgroßvater, den gestiefelten Kater. Mit Stiefeln war ja heute kein Staat mehr zu machen, aber über einen fliegenden Kater würde die ganze Welt staunen.

Katerchen fraß und fraß, was Anita Strudel ihm vorsetzte, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. Gern ließ er sich noch von ihr streicheln, aber er schnurrte nicht mehr wie früher. Jeden Vogel beneidete er um seine Flügel. Am Tag versteckte er sich unterm Apfelbaum und beobachtete die Elstern. Auch Mäuse und Blaumeisen interessierten ihn nur noch wenig.

„Was ist bloß los mit ihm?" fragte Anita. „Er ist doch nicht etwa krank?"

„Krank?" fragte Gustav Franke. „Der frißt sich doch dick und dämlich bei dir."

„Pf", machte Katerchen und legte seinen Kopf auf die Pfoten. Doch Anita war schon wieder in der Küche, um für Gustav Bratkartoffeln zu machen. Am nächsten Morgen regnete es. Katerchen zog sich fein an, nahm seinen Regenschirm und ging in die Poliklinik zu Oberarzt Dr. Friedhelm Scholtz, dem berühmtesten Chirurgen der Stadt.

„Na, was haben wir denn?" fragte Dr. Scholtz.

„Flügel brauch ich, Herr Oberarzt!" Dr. Scholtz lachte laut auf. „Flügel!" rief er. „Nee, die sind bei mir nicht drin. Ich bin doch kein Wunderdoktor!"

Katerchen spitzte die Ohren. Wunderdoktor? Wunderdoktor? dachte er. Das war die Lösung. Und schon am nächsten Morgen fuhr er mit dem Zug nach Vierstern. Dort wohnte nämlich ein weit und breit bekannter alter Schäfer. Im Wartezimmer saßen eine Menge Leute, und Katerchen mußte drei Stunden warten, ehe er an der Reihe war. Der alte Schäfer sah wirklich wie ein Wunderdoktor aus: langer weißer Bart, abstehende Ohren und auf dem runden Kopf ein zerknautschter Hut.

„Flügel?" fragte er. „Wozu braucht ein Kater Flügel?"

„Ich will zum Mond", sagte Katerchen.

„Ach, so – zum Mond. Das ist etwas anderes. Da geb ich dir am besten eine schöne Salbe mit."

„Sie sind zu gütig", sagte Katerchen.

„Dreimal täglich einreiben", sagte der Alte, „macht fünfundzwanzig Mark."

„O je!" rief Katerchen, denn er hatte nur fünf Mark bei sich. Blitzschnell ergriff er die Salbendose und raste durchs Wartezimmer ins Freie. Der alte Schäfer schimpfte fürchterlich hinter ihm her, aber das nützte nichts. Im Zug erst bemerkte Katerchen, daß er seinen Regenschirm vergessen hatte.

Er rieb sich nun jeden Tag dreimal ein und wartete gespannt auf die Flügel. Doch so sehr er auch seinen Katerkopf verrenkte und mit den Pfoten den Rücken abtastete, es blieb alles so, wie es immer gewesen war. Der Wunderdoktor hatte ihn ganz schön angeschmiert, und außerdem hatte Katerchen noch seinen schönen Regenschirm eingebüßt. Er gab aber trotzdem nicht auf.

Als letztes Mittel fiel ihm Frau Siebenhaar ein, die für ihre Arzneien immer eine Menge Mäuseköpfe brauchte. Auch an Mäusefellen war sie interessiert. Also fing er fünfzehn Mäuse, verstaute sie in seinem Rucksack und machte sich auf den Weg zum alten Burgteich. Frau Siebenhaar war eine stattliche Frau und wohnte in einer Villa. Im Vorgarten loderte ein knisterndes Feuer unter einem Kupferkessel. Als sie Katerchen kommen sah, stieß sie dreimal mit einem Eichenknüppel auf die Erde und sagte als Willkommensgruß:

„Ahle-Ahle-dnom
Wehle-wehle-komm"

Dnom hieß, von hinten gelesen, Mond, das war klar. Was aber „Ahleahle" oder „Wehle-wehle" bedeutete, wußte Katerchen nicht.

Er packte seinen Rucksack aus und sagte mürrisch: „Hier bring ich Ihnen fünfzehn Mäuseköpfe und fünfzehn Mäusefelle von prima Qualität. Ich will zum Mond fliegen und brauch Flügel."

„Hm", machte Frau Siebenhaar und ging hüstelnd in ihre Villa. Erst nach fünf Minuten kam sie wieder heraus.

„So, so", sagte sie. „Der Herr wünscht sich Flügel. Gar nicht so dumm. Da bist du nicht der erste."

„Nu machen Sie schon", sagte Katerchen. „Ich hab wenig Zeit."

„Geduld, Geduld", sagte Frau Sie-

benhaar. „Gleich kriegst du deine Arznei."
Sie füllte eine grüne Flasche aus dem qualmenden Kessel ab und sagte: „Dreimal täglich einreiben!"
„Was?" schrie Katerchen. „Dreimal täglich einreiben? Hoffentlich ist das nicht derselbe faule Zauber wie beim Wunderdoktor in Vierstern!"
„Vergleich mich bloß nicht mit dem alten Betrüger", zischte Frau Siebenhaar giftig, „sonst verwandele ich dich auf der Stelle in einen Regenwurm."
Katerchen hob die linke Pfote und drückte mit der rechten das grüne Fläschchen an die Brust. „War nicht so gemeint", sagte er. „Lassen Sie sich einen schönen Mantel machen. Wühlmausfelle sind jetzt große Mode."
Frau Siebenhaar runzelte die Stirn. „Verschwinde, ehe ich's mir anders überlege", sagte sie, immer noch böse.
In den folgenden Wochen rieb Katerchen sich gewissenhaft dreimal täglich ein; und eines Abends, als er gelangweilt in die Dunkelheit hinausstarrte, wuchsen ihm zwei prächtige schwarzweißgestrichelte Flügel. Katerskind! dachte er, was für herrliche Elsterflügel! Auf behutsamen Pfoten sprang er aus seinem Korb aufs Fensterbrett und probierte die Flügel aus. Sie paßten ihm wie angegossen, und als er sie auf- und niederschlug, spürte er, daß er leicht wie ein Vogel wurde. Das war ein wunderbares Gefühl, zumal gerade in diesem Augenblick Gustav Franke ins Zimmer kam. Mit offenem Mund starrte er zum Fensterbrett und rief: „Menschenskind, Anita! Guck mal!"
Anita flüsterte entsetzt: „Katerchen!" schlug die Hände übern Kopf zusammen und fiel in Ohnmacht.
Draußen war eine pechschwarze Frühlingsnacht mit lauem Wind und aufbrechenden Knospen an Sträuchern und Bäumen. Der Mond kugelte auf der Spitze des Ahornbaumes, über Wiesen und Felder hoppelten Hasen, und in den Kleingärten spielte einer auf der Ziehharmonika. Katerchen aber flog mit vorgestrecktem Kopf zu den Sternen empor. Seinen Schwanz benutzte er geschickt als Höhensteuer.
„Bravo!" sagte der Mond. „Paß auf! Da kommt was!"
„Keine Sorge", rief Katerchen übermütig und flog elegant an den Fenstern eines Weltraumschiffes vorbei. Die Kosmonauten lachten und winkten. Einer fotografierte ihn sogar. Katerchen streckte seine Brust heraus und dachte: Morgen sieht man mich vielleicht schon im Fernsehen.
Katerchen flog höher und höher, und als er nach unten schaute, war die Erde nicht mehr viel größer als ein Fußball. Er breitete die Vorderpfoten aus und rief: „Mond, ich komme! Mach alles zur Landung bereit!"
„Na, na!" brummte der Mond. „Täusche dich bloß nicht."
„Wie weit ist's denn noch?" fragte Katerchen.
„Hunderttausend Kilometer."
Katerchen lachte. „Klacks Sache!" sagte er und bewegte gut die Flügel. In dieser Höhe hatte er keine Weltraumschiffe oder Raketen mehr zu befürchten. Aber eine andere Gefahr drohte ihm jetzt: die Weltraumkälte! Auch war der Mond allmählich immer größer geworden, und wenn er etwas sagte, klang es so laut, daß Katerchen jedesmal zusammenzuckte.
Trotz seines dicken Winterfells spürte er mehr und mehr die eisige Kälte. Wie lange bin ich wohl schon unterwegs? fragte er sich und wußte keine Antwort, weil er völlig das Gefühl für die Zeit verloren hatte. Katerskind! dachte er. Da hab ich mich ja auf etwas eingelassen.
Das Schlimmste aber war die ungeheure Einsamkeit hier oben. Hier gab es keine Katzen, keine Mäuse, keine Elstern, keinen Ahornbaum, keine summenden Bienen und keine Blumen. Nicht einmal Menschen! Wie schön wäre es jetzt, Anitas streichelnde Hand zu spüren oder durch die Gärten der Buchfinkengasse zu schleichen.
Katerchen fing an zu weinen. Die Tränen gefroren zu Perlen, und wenn sie sich beim Herunterfallen berührten, tönte ein feines Klingen durch den Weltraum.
Auf einmal verdunkelte ein Schatten den Mond, und Katerchen erblickte einen riesigen Mann, der Gustav Franke ähnelte.
„Was willst du von mir?" fragte Katerchen ängstlich.
„Ich bin der Regenbogenmaler", sagte der Mann. „Paß auf, gleich wird's gefährlich."
Katerchen spürte, wie es plötzlich warm und wärmer wurde. Das Eis schmolz auf seinen Flügeln, und auf einmal begann es in Strömen zu regnen, so daß er weder den Mond noch den Regenbogenmaler mehr sehen konnte. Katerchen schaute sich um, ob er sich irgendwo unterstellen könnte, aber hier gab es nichts als Regen, Regen, Regen. Nicht einmal einen Regenschirm besaß Katerchen. Der war ja im Wartezimmer des Wunderdoktors stehengeblieben. Seine gestrichelten Elsterflügel saugten sich voll Wasser, so daß sie pitschnaß am Fell kleben blieben. Katerchen verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber nach unten.
Das ist das Ende! dachte er.
Mit geschlossenen Augen fiel er wie ein Stein in einen schwarzen Abgrund. Dann geschah lange Zeit nichts – bis er ein leises Lachen und eine vertraute Stimme an seinem Ohr hörte. Er war wie durch ein Wunder direkt in sein Körbchen gefallen.
„Hast wohl geträumt, Katerchen?" fragte Anita und streichelte ihn. „Guck mal, was ich dir aus der Kaufhalle mitgebracht habe: Schabefleisch."
Von wegen geträumt, dachte Katerchen. Er versuchte zu lächeln, aber das vermochte er nicht, weil er kein Mensch war. Als Anita in die Küche gegangen war, legte er die Vorderpfoten aufs Fensterbrett und blinzelte in die Nacht. Die Sterne glitzerten, und der Mond stand überm Ahornbaum, als wäre nichts geschehen. Noch mal Glück gehabt, dachte Katerchen und leckte sein nasses Fell. Dabei bemerkte er gar nicht, daß seine Flügel verschwunden waren.

Zeichnung: Prof. Werner Klemke

Der Säbelschnäbler

Ein Schnabel nach oben wie ein Säbel gebogen – das gibt es bei einer heimischen Schnepfenvogelart, dem Säbelschnäbler.
Der „Säbler" ist eine sehr schöne, grazile Vogelart, besonders unserer Ostseeküste.
Wozu braucht dieser Vogel solch einen langen, nach oben gebogenen (einmalig in der Vogelwelt) Schnabel? Das ist nichts anderes als eine vortreffliche Anpassung an den Nahrungserwerb. Der Säbelschnäbler findet seine Nahrung im seichten Wasser. Hier zieht er seinen Schnabel nach links und rechts durch das Wasser, wobei er ihn leicht geöffnet hat und dabei Insekten, Larven, kleine Krebse und Würmer ertastet, fängt und verschluckt. Durch sein Gehen im Wasser werden die Beutetiere aufgescheucht und sind so noch leichter zu fangen.
Der Säbelschnäbler benötigt zum Brüten kurzgrasige Salzwiesen. Hier, besonders auf den Inseln unserer Seevogelschutzgebiete, legt er koloniеweise seine 2 bis 4 Eier auf den Boden in eine nur wenig mit etwas Niststoff ausgelegte, flache Mulde.
Durch die ausgezeichneten Naturschutzmaßnahmen in den Küstenvogelschutzgebieten der Ostsee ist der Säbelschnäbler in den letzten 20 Jahren wieder häufiger geworden, nachdem er vor 50 Jahren durch viele Störungen, Verfolgung und Eiersammeln fast gänzlich von der Ostseeküste als Brutvogel verschwunden war.
Foto: Erich Hoyer

H
L

GESPENSTERTEST

Unter gar keinen Umständen kann es Gespenster geben, aber man kann ja nie wissen! Jedenfalls macht mir mein Freund Robert in letzter Zeit ganz schön zu schaffen. Sein Urgroßvater ist gestorben und hat ihm eine Truhe mit alten Büchern vermacht. Nun sitzt Robert beim Kerzenschein Nacht für Nacht auf dem Dachboden und liest, wie er es nennt, „die Werke der entsetzlichen Offenbarungen". Anderntags in der Schule hat er rotentzündete Augen. Eigentlich müßte er todmüde sein, aber er sieht ja diese Welt neuerdings mit erleuchtetem Blick.

„In jedem Haus gibt es ein entsetzliches Geheimnis!" flüsterte er mir ins Ohr. Ich wurde neugierig und ließ mich einweihen. Roberts Blick deutete stumm und starr auf unsere Mathelehrerin. Ich war sprachlos.

Was denn, unser Fräulein Beelzemaid? fragte mein Blick, und Robert sah erleuchtet durch mich hindurch. Ich lachte laut auf und mußte deshalb zur Leistungskontrolle an die Tafel. Ich rang der Kreide mühsam ein paar Zahlenkrakel ab, und Fräulein Beelzemaid betrachtete fröstelnd die Schweißperlen auf meiner Stirn.

„Also, mein lieber Junge", sagte sie schließlich, „wenn du weiterhin so ein Tempo vorlegst, wirst du in zwei Unterrichtsstunden vielleicht fünfzehn Zahlen geschrieben haben, also in sechs Tagen neunzig Zahlen. Da aber auf die Wandtafel die vierfache Menge paßt, wirst du einen Monat brauchen, bis die Tafel mit dreihundertsechzig Zahlen vollgeschrieben ist. Da wir aber drei Tafeln zur Verfügung haben ..." Die Klasse lachte, und ich durfte mich setzen, während das Fräulein Beelzemaid noch blitzschnell vorrechnete, wie lang die Fingernägel jedes einzelnen und der ganzen Klasse zusammengenommen in diesem Zeitraum geworden wären. Also kurz gesagt, ich war ein Lacherfolg. Aber ich kam nicht so recht dazu, mich zu ärgern, denn Roberts gerötete Augen blickten mich an: groß, ruhig und wissend. Er flüsterte in mein Ohr: „Sie rechnet wie ein Computer! Das ist nicht normal! Das ist übernatürlich! Sie haben uns ein Gespenst angedreht. Wenn sie mich ansieht, kann ich nicht bis drei zählen. Ich werde sitzenbleiben."

Robert tat mir leid, und ich mußte insgeheim zugeben, daß die Rechenfertigkeiten unserer Mathelehrerin etwas Unheimliches an sich hatten. Robert schlug noch einmal im „Buch der entsetzlichen Offenbarungen" nach und war nun völlig überzeugt, daß es nicht mit rechten Dingen zuging. Zur Erhärtung sagte er: „Beelzemaid heißt übersetzt Teufelsmädchen, und nur Hexen sind Fans von langen Fingernägeln!"

Robert wollte unbedingt beweisen, daß er recht hatte. Dazu kam ihm die Nachtwanderung unter Leitung Fräulein Beelzemaids gerade recht. Sie führte uns an den schwarzen See, der tief in einem unheimlich rauschenden Wald liegt. Wir scharten uns um unsere Lehrerin, und sie erzählte uns die Legende von einem armen Mädchen, daß vor vielen hundert Jahren im Fluß, der den See füllt, Goldkörnchen herausgewaschen habe. Da sei der Ritter Kunz von Würgingen gekommen und habe sie erschlagen. Auf der Stelle sei er aus heiterem Himmel tödlich vom Blitz getroffen worden. „Und", erzählte das Fräulein Beelzemaid, „das arme Mädchen wurde unsterblich und lebt, ohne daß wir wissen in welcher Gestalt, irgendwo in der Welt. Und wer je versuchen sollte, hinter sein Geheimnis zu kommen, der wird vom Blitz getroffen werden!"

„Sie ist das arme Mädchen!" zischte Robert. „Geister treibt es immer an den Ort des Zaubers zurück! Wir müssen die Beelzemaid testen!"

Später am Lagerfeuer flüstert Robert beschwörend: „Wenn du jetzt nicht kneifst, dann wirst du Zeuge einer Enthüllung. Wenn es klappt, kann sie uns mit ihren Rechenteufeleien bald nicht mehr auf den Geist gehen. Sie wird entweder davonfliegen wie eine Fledermaus, oder nicht besser im Kopf rechnen können als ich, also gar nicht." Er zeigte mir einen Zettel mit einer Rechenaufgabe.

258 mal 13 ist gleich 3354

stand darauf. „Nach der Entzauberung wird sie sich an dieser Testaufgabe die Zähne ausbeißen", erklärte Robert mit fester Stimme. „Falls sie nicht davongeflogen ist", ergänzte er noch. Langsam aber sicher begann mir Robert unheimlich zu werden. Er legte seinen Mund an mein Ohr und hauchte: „Wir werden den festen Blick auf sie richten. Den festen Blick! Und nicht mit den Wimpern zucken! Ich habe einen Zauberspruch gedichtet. Er lautet." Robert biß mir fast ins Ohr. „Er lautet:

Zweimal Drei ist Neun.
Du sollst entzaubert sein!

Hast du verstanden? Zweimal Drei ist Neun. Als Mathelehrerin hält sie das nicht lange durch. Und merke! Der Spruch darf nur gedacht werden! Kein Wort darf unseren Lippen entweichen, bevor es nicht vollbracht ist. Und den festen Blick keinen Augenblick lockerlassen!" Roberts Art zu reden ließ mich erschaudern. Unsere Klasse saß schon um das Lagerfeuer herum und sang ein Lied. Ich weiß nicht mehr welches, denn ich dachte pausenlos: Zweimal Drei ist Neun, du sollst entzaubert sein! Hinter uns klickte ein Fotoapparat. Unsere Augen waren wie große Brenngläser auf die verwunschene Lehrerin gerichtet. Sie sah uns irritiert an. Robert beugte sich immer weiter vor. Mir taten die Augen weh, und ich kam mir blöd vor. Aber vielleicht hatte Robert doch recht, und gleich würde das Fräulein Beelzemaid als Fledermaus davonflattern. Zweimal Drei ist Neun.

„Was ist denn mit euch beiden?" fragte die Hexe und tat harmlos.

„Nicht nachlassen!" knurrte Robert. Mir tränten die Augen, und einige Klassenkameraden betrachteten uns aus der Nähe. „Wie die Ölgötzen!" sagte der mit der Fotoausrüstung und setzte sich. Ich wollte gerade aufgeben, da zuckte ein greller Blitz auf. Keine Wolke am Himmel, nur Sterne! Wir begriffen schlagartig! Robert rannte über das Feuer hinweg und ich hinterher.

„Glaubst du nun, daß es nicht geheuer ist?" keuchte Robert und suchte in einer Bodensenke Deckung. Die Klasse lachte und wieherte durcheinander. Das Fräulein Beelzemaid kam uns hinterher und fragte, warum wir Angst vor dem Blitzlicht hätten. Unser Fotoamateur habe sich draufgesetzt und da sei es losgegangen. Wohl oder übel mußten wir hundert Sticheleien über uns ergehen lassen, und ich ärgerte mich, daß ich auf Roberts Spinnereien hereingefallen war. Der aber packte mich auf dem Rückweg wieder am Arm und sagte: „Die glauben wirklich, daß es nur das Blitzlicht war. Arme ahnungslose Spinner, die! Gleich wirst du sehen, daß unsere Beelzemaid nicht mehr bis drei zählen kann!"

Er fragte betont laut: „Fräulein Beelzemaid, wir wissen nicht, ob wir richtig gerechnet haben. Wieviel ist 258 mal 13?

„Dreitausenddreihundertvierundfünfzig", antwortete das Fräulein Rechenteufel auf Anhieb.

Robert packte mich nun noch fester am Arm und sagte: „Du bist ein Pfuscher! Morgen treffen wir uns auf dem Dachboden und üben den festen Blick!"

„Und wie willst du ewiger Geisterseher herauskriegen, ob er fest genug ist?" fragte ich.

„Ganz einfach", erläuterte Robert, „du starrst in eine Kerzenflamme, und wenn sie davon ausgeht, bist du blickfest."

Wir übten dann auch wirklich. Aber Robert machte bald schlapp. Der Doktor mußte ihm Augentropfen gegen die Entzündung verschreiben ...

ROLF PAUSCH

Zeichnung: Friedrun Weißbarth

LACH DICH FIT
mit Horst Schrade

Der Feuersalamander

Wie an einem Feuer kann sich das hungrige Tier verbrennen, das vorhatte, einen Feuersalamander zu verzehren und dann mit den Giftdrüsen dieses farbenprächtigen Salamanders Bekanntschaft macht. Die feuergelbe Zeichnung auf Kopf, Rücken und Seiten dieser Lurchart wirkt auf Tiere, die ansonsten ganz gern einmal die Verwandten des Salamanders als Beute verspeisen, wie ein Signal: Halt, ungenießbar! Nur wenige Feinde hat daher der Feuersalamander zu fürchten. Hauptfeind ist zur Zeit leider immer noch der Mensch, der mit Gewässerverschmutzung und -beseitigung die Lebensräume des Feuersalamanders vernichtet. Tagsüber ist der Feuersalamander kaum einmal zu sehen, höchstens dann, wenn Regenwetter herrscht; denn Feuchtigkeit benötigt dieses Tier, so wie alle Lurcharten. Schattige Wälder des Hügel- und Berglandes, z. B. des Harzes, besonders die Nähe von Bergbächen bevorzugt er. In der Dämmerung und nachts geht er auf Jagd. Regenwürmer und Schnecken sind seine Hauptbeute, die er aber nur erkennt, wenn sie sich bewegt. In sauberen Gebirgsbächen kommen die Larven des Feuersalamanders zur Welt. Im Gegensatz zu den Froschkaulquappen besitzen sie schon alle Gliedmaßen, haben aber noch sichtbare Kiemen. Im Herbst wandeln sie sich dann zu Landbewohnern um.
Foto: Erich Hoyer

Nie aufgehört zu kämpfen

Ein kleines palästinensisches Mädchen wurde von israelischen Soldaten mit kochendem Wasser verbrüht. Fünf- und siebenjährige Kinder mußten im Gaza-Streifen mit schweren Verbrennungen in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Sie waren mit einer brennbaren Flüssigkeit übergossen und angezündet worden.
Sehr oft kann man noch immer solche und noch schlimmere Nachrichten aus den von Israel besetzten Territorien – dem Westjordangebiet und dem Gaza-Streifen – in den Tageszeitungen lesen. Lange schon dauert der Protest des palästinensischen Volkes gegen die Unterdrückung und den Terror der israelischen Polizei und Armee an.
Alle beteiligen sich: Männer und Frauen, alte Menschen und Jugendliche. Selbst die Kinder wehren sich mit Steinwürfen, wenn die Israelis Tränengas sprühen oder mit ihren Gewehren auf Frauen, kleine Mädchen und Jungen zielen. Viele Kinder wurden von den Kugeln tödlich getroffen, viele mußten mit zerschlagenen Armen und Beinen ins Krankenhaus gebracht werden.
Vor nun über zwanzig Jahren hat die Armee Israels in einem Krieg gegen seine arabischen Nachbarstaaten dieses Land, in dem das palästinensische Volk seine Heimat hat, das Westjordangebiet und den Gaza-Streifen, besetzt.
Unter der Herrschaft der Israelis begann für die Palästinenser ein schweres Leben. Viele Familien wurden aus ihren Häusern vertrieben, ihre Felder wurden ihnen weggenommen. Auf dem geraubten Boden bauten israelische Siedler ihre Häuser, ihre Dörfer, ihre Städte.
Die Palästinenser fanden Obdach in Flüchtlingslagern, in Hütten aus Holz, Blech oder Beton, in denen oft in nur einem Raum eine ganze Familie mit vielen Kindern hausen mußte. Schon die Großeltern hatten diese Häuser gebaut, dann lebten die Eltern darin und nun die Kinder wie Bassam, Leila, Naji. Sie mußten erleben, wie nachts die Soldaten ins Haus drangen, die Väter und älteren Brüder aus den Betten holten und zum Verhör brachten. Viele kamen nicht wieder, verschwanden für lange Zeit im Gefängnis.
Über zwanzig Jahre haben die Palästinenser dies ertragen. Doch sie haben nie die Hoffnung aufgegeben, nie daran gedacht, auf ihre Rechte zu verzichten. Die Vertreterin ihres Volkes, die Palästinensische Befreiungsorganisation – PLO – unter Führung von Yasser Arafat hat immer und immer wieder energisch ihre Forderungen bekräftigt: Israel muß sich aus den besetzten Gebieten zurückziehen und auf dem befreiten Boden ein palästinensischer Staat entstehen. Die Mehrheit der Mitgliedsstaaten in der UNO, darunter auch die sozialistischen Länder, unterstützen diese Forderungen. Nur wenn sie verwirklicht werden, kann es in diesem Gebiet, in dieser Region, dem Nahen Osten, Frieden geben.
Trotz des Terrors und der brutalen Gewalt wird es den Israelis nicht gelingen, die Palästinenser zu zwingen, ihren Kampf aufzugeben. Das bekam die israelische Regierung zu spüren, als im Dezember des vergangenen Jahres der Aufstand ausbrach und über viele, viele Wochen anhielt.
Überall in den besetzten Gebieten gab es Proteste, Demonstrationen und Streiks. An jeder dieser Aktionen nahmen Kinder und Jugendliche teil. Sie bauten Barrikaden, versteckten Verfolgte, stellten sich den Soldaten in den Weg, die auf Männer und Frauen Jagd machten. Kinder schmuggelten Lebensmittel in die Lager, die das Militär abgeriegelt hatte, um die Bevölkerung auszuhungern, halfen bei der Verteilung der Lebensmittel und der Versorgung von Verwundeten. Bei den friedlichen Menschen in der Welt fand dieser Kampf Unterstützung, selbst bei Menschen in Israel, die die brutale Politik ihrer Regierung ablehnen.
Zu den Ländern, die solidarische Hilfe leisteten, gehört auch die DDR, die Medikamente, Kleidung, Lebensmittel, Decken und Zelte für die Bewohner der Flüchtlingslager schickte.
„Kannst du dir vorstellen, daß es einmal anders wird?" wurde der siebzehnjährige Gharsan aus einem Flüchtlingslager in einem Interview gefragt. „Ja, ich kenne zwar keine andere Art zu leben, aber vorstellen kann ich es mir. Ich habe nicht nur eine Vorstellung, sondern den Wunsch und das Ziel, die Situation für mich zu verändern. Das ist es, was uns alle hier eint: Wir halten zusammen, weil wir für ein anderes Leben kämpfen. Weil die Not und die Unterdrückung schon so lange andauern, wissen wir, daß wir etwas ändern müssen."

MARTINA DOERING

Fotos: ADN/ZB

Der Staat Israel ist am 15. Mai 1948 auf einem Teil des Territoriums entstanden, das sich Palästina nennt.
Palästina war bis dahin unter der Herrschaft Großbritanniens. Dort lebten Araber – die Palästinenser, und die Angehörigen der jüdischen Religion – die Juden.
Während der Zeit des Faschismus flohen viele Juden aus Europa nach Palästina. Sie siedelten sich auch auf Land an, das den Palästinensern gehörte. Schon damals entwickelten sich daraus Konflikte und Auseinandersetzungen. Großbritannien übertrug deshalb die Verantwortung für das Gebiet an die UNO.
Die UNO entschied 1947: Die Juden können in einem Teil ihren Staat gründen – also Israel, die Palästinenser auf dem anderen Teil – Palästina.
Am 15. Mai 1948 entstand dann zwar Israel – aber gleichzeitig brach der erste Nahost-Krieg aus. Die Gründung eines palästinensischen Staates wurde verhindert, weil Israels Truppen einen Teil des dafür vorgesehenen Gebietes besetzten. Und im Krieg 1967 raubte Israel den Rest – das Westjordangebiet und den Gaza-Streifen.
Das palästinensische Volk kämpft heute darum, daß sich Israel aus diesem Gebiet zurückzieht und endlich ein palästinensischer Staat gegründet werden kann.

KNOBEL-WÜRFEL

Verdrehte Würfel

Jeweils der linke Würfel stimmt. Der rechte Würfel sollte immer ein Bild zeigen, das durch Drehen des Würfels entsteht. Stimmen alle rechten Würfel?

Vier Gleiche

Teile diese Abbildung in vier Felder gleicher Form und gleicher Größe. Die Summe der Zahlen soll in jeder Form gleich sein.

1	1	1	1
3	2	2	3
4	4	4	4
2	1	1	2

Verdrehte Würfel
Würfel 3 und 5 stimmen nicht.

Vier Gleiche
9 =

Versteckte Pioniere

Zeichnungen: Karl Fischer

Versteckte Pioniere

In diesem Buchstabenfeld ist zehnmal das Wort PIONIER versteckt. Finde es!

O	N	I	R	E	O	P	I	P	E	N	R
P	R	P	I	O	N	I	E	R	N	I	O
I	E	I	O	I	E	O	P	O	R	E	N
O	N	R	N	R	I	N	E	I	P	R	E
R	O	P	E	N	P	I	O	N	I	E	R
E	N	I	R	O	P	E	R	I	O	P	N
P	I	O	N	I	E	R	O	E	N	I	O
I	O	N	E	R	P	I	O	N	I	E	R
E	R	I	O	E	I	N	E	R	E	P	I
N	O	E	P	I	O	N	I	E	R	N	O
I	E	R	O	E	N	I	O	R	P	E	I
O	I	P	N	P	I	O	N	I	E	R	O
R	E	O	I	R	E	P	E	R	O	P	N
I	P	N	E	O	R	N	I	E	R	E	I

Die Ziege

Ziegen gibt es viele, viele. Darunter nicht nur gehörnte und ungehörnte, sondern zum Beispiel in Westafrika und Lappland neben ausgesprochenen Zwergrassen die Riesenhausziegen. Es gibt die Steiermärker Stummelohrziegen, bei denen die Ohren fast oder völlig weggezüchtet worden sind, und andere, wie die Ägyptische Hängeohrziege, deren sehr breite und überlange Ohrlappen bis tief unterhalb der Kehle den Kopf nahezu einrahmen. Es gibt auch Ziegenrassen, die generell kurzhaarig sind, andere wiederum langhaarig mit dem hochtrabenden Namen „Angoraziege". Leute, die es wissen sollten, sagen: Die Ziege soll genügsam sein, also wenig fressen, aber viel Milch geben und je Wurf viele Lämmer bringen. Aber warum und wem diese Ziege hier die Zunge herausstreckt … Wißt ihr's? Fakt ist, ihre Vorfahren hatten es mitunter bestimmt nicht leicht. In früheren Jahrhunderten nämlich führten die Segelschiffe auf ihren Weltreisen gewöhnlich eine Anzahl Ziegen mit sich. Das geschah einmal der frischen Milch und notfalls des Fleisches wegen, zum anderen aber waren sie dazu bestimmt, auf einsamen Inseln ausgesetzt zu werden, um eventuellen späteren Schiffbrüchigen mit ihrer Milch eine Überlebenschance zu bieten.

Foto: Hansjoachim Mirschel

Blauer Zauberstrahl

Den blauen Zauberstrahl in seiner Hand „hält" hier auf unserem Foto – so scheint es – unser Gesprächspartner, Genosse Peter Schüler, 36 Jahre alt, Beruf Diplomphysiker, verheiratet, zwei Kinder.

Herausfinden, wie etwas funktioniert, das hatte ihn schon als Kind zum Knobeln angeregt. Und so hatte er schon während der Schulzeit zur Physik einen heißen Draht. Aber eigentlich war es nicht der Physikunterricht selbst, der ihn fesselte, sondern mehr die Arbeitsgemeinschaft. Hier stellten nämlich die Schüler unter Anleitung des Lehrers Lehrmittel für das Fach Physik her. Gerade das machte ihm besonders Spaß und Freude. Sie bestimmten dann vielleicht auch später seinen Berufswunsch mit, denn Peter Schüler meldete sich nach dem Abitur zum Studium der Physik.

Wenn Peter Schüler von seinen Studienjahren spricht, dann sagt er: „Aus meiner heutigen Einschätzung heraus, meine ich: Es war ein Vergnügen, auch wenn es nicht immer vergnüglich war, denn es wurde viel von uns gefordert. Aber es war auch unwahrscheinlich interessant. Müßte ich heute noch einmal meine Wahl treffen, dann käme wieder die Physik für mich in Frage.

Nach dem Studium an der Berliner Humboldt-Universität und einer vierjährigen Assistententätigkeit an der Technischen Hochschule Ilmenau wurde mir hier in Teltow eine mich heute fesselnde Aufgabe in dieser neuen Forschungseinrichtung angeboten. Das war Ende 1979.

Kurze Zeit danach fiel die Entscheidung, daß wir auch die Lasertechnik einbeziehen müssen. Das bedeutete erst einmal für mich, sehr viel Fachliteratur zu wälzen, denn vorher hatte ich mich mehr mit anderen physikalischen Themen beschäftigt.

Unser Jugendkollektiv besteht heute aus 13 Kollegen. Die meisten von uns sind Entwicklungsingenieure der unterschiedlichsten Gebiete – z. B. der Elektronik und Mikroelektronik, des Maschinenbaus, der Rechentechnik, der Werkstoffkunde u. a. Bei uns arbeiten aber auch Physiker wie ich und Facharbeiter für Elektronik.

Als wir anfingen, standen solche Fragen vor uns: Was hat es mit dem Laser auf sich, und was machen wir mit ihm? Wie können wir mit ihm das höchste Resultat für die Produktion erzielen? Wie können wir die heute noch recht komplizierte und damit noch immer teure Gerätetechnik am besten ausnutzen?

Ich glaube, daß uns die Beantwortung dieser Fragen in der Praxis ganz gut gelungen ist. Wir betrachten aber diesen Auftrag erst als abgeschlossen, wenn sich unsere Anlage in der Industrie bewährt hat, wenn die Werktätigen mit dem Laser umgehen können und wenn der Laser uns hilft, unser Ziel – nämlich ein besseres Leben für alle Bürger unseres Landes – schneller zu erreichen.

Wir Menschen haben es heute in der Hand, die Kraft dieser ‚Superlichtstrahlen' zur immer vollkommeneren Erforschung und Beherrschung unserer Erde und unseres Sonnensystems einzusetzen. Und alle – wir Eltern und auch ihr Kinder – müssen dafür sorgen, daß der Laserstrahl, der Zauberstab des 20. Jahrhunderts, nur für friedliche Zwecke gebraucht wird."

HELMA HÖRATH

Fotos: Ulf Böttcher, Karl Rhinow

KÄP'N LÜTT

VON HORST ALISCH

REIFENGYMNASTIK ERHÄLT JUNG UND MACHT SCHLANK!

FÜR MICH 'NE NUMMER ZU KLEIN, KOKO!

?

ICH HÄTTE ETWAS FRÜHER DAMIT ANFANGEN MÜSSEN.

DU BRAUCHST NUR EINEN GRÖSSEREN REIFEN.

LADE-RAUM II.

MOMENT MAL, KOKO, DU BRINGST MICH DA AUF EINE PRIMA IDEE!

BUMM

LADE RAUM II.

HÖRT SICH ABER MERKWÜRDIG AN.

BUMM

BUMM

Frösi-Spass

Wir suchen wieder eine lustige Antwort auf die Frage des Kapitäns. Also: Was könnte Koko sagen? Nehmt eine Postkarte zur Hand, adressiert sie an Redaktion „Frösi", Kennwort: Reifentraining, Postschließfach 37, Berlin, 1056, und schreibt vor allen Dingen Kokos Antwort mit drauf. Einsendeschluß ist der 30. September 1988, und die ulkigsten Zuschriften werden wie immer abgedruckt.

Zeichnung: Horst Alisch

!

WAS HÄLTST DU VON EINEM SOLIDEN FASSREIFEN, KOKO?

GURKEN

Das Eichhörnchen

Nicht nur die Vögel bauen Nester, auch einige heimische Säugetiere, wie die Mäuse, die Bilche und – das Eichhörnchen. Dieses Nest, oder „Kobel" genannt, ist etwa so groß wie ein Fußball, eine stabile Kugel aus kleinen Ästen, die innen mit trockenen Halmen und Moos schön warm ausgepolstert ist. Zwei Schlupflöcher führen hinein oder – wenn es sein muß – zur schnellen Flucht auf der anderen Seite wieder heraus. Hier im Kobel fühlen sich die Eichhörnchen aber zumeist sicher, denn er wird hoch auf einem Baum fest verankert. Allerdings ist einer der größten Feinde des Eichhörnchens der Baummarder, auch ein guter Kletterer.
Meist bauen die Eichhörnchen mehrere Nester. Im Schlafnest halten sich die Tiere gern auch einmal zu zweit auf, nicht aber in dem Kobel, wo die Jungen (2 bis 5) zur Welt gebracht werden. Dort verjagt das Weibchen das Männchen wütend vom Nest.
Die Jungen werden blind und nackt geboren und bedürfen in der ersten Zeit sehr der Fürsorge der Mutter. Erst nach etwa sechs Wochen verlassen sie erstmals das Nest.
Habt ihr schon beobachtet, wie geschickt die Eichhörnchen mit den Vorderpfoten die Nahrung halten und benagen? Am besten schmecken ihnen Samen von Nadelbäumen, Eicheln, Nüsse, Kastanien und andere Samen und Früchte.
Foto: Helmut Massny

CHEIN

MEINE STARKE SEITE

Hallo, Tüte! Ich besuchte das Zentrale Pionierlager „Soja Kosmodemjanskaja" in Stolberg im Harz. Es liegt etwa 3 km außerhalb des Ortes in einer landschaftlich schönen Umgebung mit vielen historischen Sehenswürdigkeiten. Oft besuchten wir das idyllische Waldbad und wanderten durch die ausgedehnten Nadel- und Laubwälder.

Kerstin Denk, Bad Dürrenberg, 4203

Schreibt uns über eure Entdeckungen in unserer Heimat!

Zeichnungen: Andreas Strozyk
Redaktion: Annette Schlegel

Ich bin Mitglied des Allgemeinen Deutschen Motorsportverbandes der DDR beim MC Lucin Feldberg Wasserski. Während der Sommermonate sind wir fast täglich auf dem Wasser. Allerdings bringt der Sommer nicht nur heiße Tage, und wenn die Wassertemperaturen niedrig sind, ist das Training um so härter. Ansporn sind mir meine großen Vorbilder Britta Schippner und Frank Berg.

Franziska Laskowski, Wittenhagen, 2080

Mein Bruder und ich sammelten Huflattich und brachten die getrockneten Blüten zu einer Aufkaufstelle. Das Sammeln hat uns viel Spaß bereitet, wenn auch manchmal vom vielen Bücken der Rücken schmerzte. Mit dieser nützlichen Tätigkeit wird gleichzeitig die Liebe zur Natur geweckt. Denkt beim nächsten Hustensaft daran und fangt vielleicht selbst an zu sammeln!

Anke Wolff, Königs Wusterhausen, 1600

Wir sind am Pionierhaus aktive Tomatenzüchter geworden. Ein „Tomatologie-Tagebuch" haben wir auch begonnen. In Wort und Bild wird alles festgehalten. Wir experimentieren sehr gern nach eurer Anleitung. Bisher haben wir die Tomaten auf traditionellem Weg gezüchtet. Unsere Pflanzen wurden auf einem Korbine-Markt an die Bevölkerung verkauft.

Anne Denning, Haus der Jungen Pioniere, Leipzig, 7010

Achtung! Neugierige Spürnasen!

Ihr könnt euch als „Frösi"-Korrespondenten bewerben! Schickt uns eure Beobachtung. Es kann der Käfer auf der Wiese oder die Fliege auf dem Stuhl sein, die ihr unter die Lupe nehmt. Die spaßigsten Zuschriften werden veröffentlicht.

Die Zentrale Singegruppe am Pionierhaus Hildburghausen hatte die Möglichkeit, zwei herrliche Wochen im Partnerbezirk Leszno zu verbringen. Dabei gab es viele freundschaftliche Begegnungen mit polnischen Kindern, aber neben der Erholung auch gleichzeitig eine konzentrierte Probenarbeit. Viele Briefe sind seitdem von Hildburghausen nach Leszno geschickt worden und umgekehrt. So konnten wir die Freundschaft zwischen der VR Polen und unserem Land konkret erleben und vertiefen.

Marc Bähring, Hildburghausen, 6110

25 Schüler unserer Schule beteiligten sich gemeinsam mit unserem Patenbetrieb Deutsche Seereederei im Überseehafen Rostock an einem Friedensmeeting. Auch kubanische und nikaraguanische Delegationen waren anwesend. Vertreter unserer Schule überreichten eine Solidaritätsspende.

Anja Saß, Rostock 25, 2520

PENG

Mit 1024 Mengeneinheiten bin ich der beste Altstoffsammler unserer Schule. Oft wurde ich gefragt, wie ich das denn schaffe. Am Müllhaus auf meinem Hof habe ich ein Schild befestigt mit der Aufschrift: Gläser und Flaschen bitte hier abstellen! Unter dem Schild steht eine Kiste, die seitdem ständig gefüllt wird.

Stephan Malchow, 40. Oberschule, Berlin, 1130

Auf geht's mit großem Sammelfleiß ins neue Schuljahr! Gute Ideen sind gefragt! Für jede zehnte Zuschrift gibt es ein Souvenir von Emmy. Schreibt an: Redaktion „Frösi", „Meine starke Seite", Postschließfach 43, Berlin, 1026.

Gelacht mit Kathleen Christochowitz aus Kröpelin:

Katjas Hand schmücken fünf Ringe. Steffen kommt vorbei und fragt: „Warum hast du denn an jedem Finger einen Ring?" Katja schaut verwundert: „Na, an den Zehen sieht sie doch keiner!"

Ich nähe sehr gern und würde mich freuen, wenn ihr einmal ein schönes Schnittmuster oder eine Anleitung zum Nähen veröffentlicht.

Kristin Winkler, Briesen, 1243

Bitte etwas Geduld! In den nächsten „Frösi"-Ausgaben bringen wir regelmäßig Boutique-Beiträge für Mädchen und Jungen. Es werden auch wieder Schnittmuster dabeisein.

Im September 1951 bekam mein Vati in der Grundschule Salzfurtkapelle das blaue Halstuch. Seine Klassenkameraden und er waren sehr stolz darauf. Die DDR war damals erst zwei Jahre alt, und es war nicht immer selbstverständlich, daß man das blaue Halstuch trug. Es war ein Zeichen dafür, daß sich in einem sozialistischen Land auch die Kinder in einem Pionierverband organisierten, um an einer glücklichen und friedlichen Zukunft mitzubauen.

Doreen Duczek, Klasse 4, Salzfurtkapelle, 4401

BOUTIQUE

„Ferien"

... da denkt man an Sonne, Freizeit, Radfahren, Schwimmen, Spielen. „Ferien", so heißt auch eines von drei Modethemen, unter denen das Modeinstitut der DDR Anregungen für die Kinderbekleidung vorstellt. Das Foto zeigt euch Modelle, die speziell für die 10- bis 14jährigen entworfen wurden. Unbekümmert, fröhlich und ein wenig frech ist der Ausdruck dieser Gruppe. Jeansblau mit dazugestellten leuchtenden Farben ist immer noch der Renner.

Bei der Gestaltung kam es darauf an, einfache Kombinationen zu entwickeln, in denen ihr euch wohl fühlen könnt. Weite Kittelformen mit aufgesetzten Taschen, hinten durchgeknöpft, mit daruntergetragenen knappen Hotpants (kurze Hose) oder schmale Miniröcke mit Gehschlitzen sowie Trägeroberteile sind ebenso wichtig wie enge Krempelhosen mit dazugetragenen bequemen Karohemden. Diese Teile können natürlich auch anders, ganz wie ihr es wollt, zusammengestellt werden. Zum Beispiel passen diese großen Kittel, Hemden oder Oberteile auch gut zu Jeans, die ihr vielleicht in eurem Kleiderschrank schon habt.

Wir möchten euch mit dem Foto anregen, eure Bekleidung für diesen Sommer neu zusammenzustellen oder zu ergänzen. Viel Spaß dabei wünscht euch

Irmeli-Susann Abraham vom Modeinstitut der DDR

Dia: Modeinstitut der DDR

Die Feuerwanze

Zu den beliebtesten Tieren gehören die Wanzen ganz bestimmt nicht. Aber die Zeit der menschenpeinigenden „Bettwanze" ist glücklicherweise vorbei, und die vielen, teilweise hübsch gefärbten Wanzenarten in Wald und Flur sind völlig harmlose Tiere. Die Feuerwanze gehört dabei zu den auffälligsten Wanzenarten durch ihre kontrastreiche rot-schwarze Färbung und durch ihr massenhaftes Auftreten. Sie ist oft zu vielen Hunderten am Fuße von Linden, Robinien und anderen Bäumen zu finden. Die Feuerwanzen saugen an faulendem Laub, an Früchten, toten Insekten und gelegentlich auch an Wurzeln. Die Eier werden in die Erde oder in Rindenspalten abgelegt und oft von der Mutter bewacht. Die geschlüpften Larven besitzen einen roten Hinterleib und unterscheiden sich somit noch deutlich von den ausgewachsenen Tieren. Im Spätherbst sind sie dann ausgewachsen. Die Feuerwanzen überwintern in Verstecken am Erdboden.

Foto: Erich Hoyer

Der Teufel auf sieben Meeren

TEIL IX

Text: Tibor Cs. Horváth
Zeichnungen: Imre Sebők

Wild zucken die fünf Klingen. Dann aber werden es immer weniger, nur noch vier, nur noch drei. Von Thorpes Gesicht rinnt der Schweiß in Strömen, außerdem ist er verwundet. Gegen diese Übermacht kann er kaum bestehen. Plötzlich geht die Tür des Appartements der Königin auf …

Halt!

Einige Tage später.

Erhebt Euch, Sir Geoffrey Thorpe! Hiermit schlage ich Euch zum Ritter!

Die Königin empfängt den Kapitän zu einer Privataudienz.

Würdet Ihr jetzt am Hof bleiben, wenn Euch die schöne Doña Maria darum bittet?

Thorpe entscheidet sich. Liebevoll umarmt er Doña Maria und verabschiedet sich von ihr.

Die „Albatros" sticht wieder in See, und ihr folgen alle anderen britischen Schiffe. Die kleine, in Windeseile aufgestellte Flotte schickt sich an, mit einem gefürchteten Feind ihre Kräfte zu messen. Und Kapitän Thorpe wird sie gegen die spanische Armada führen.

ENDE

Nachmachen bitte!

Diese beiden Schiffe sind echte Tüte-Produkte. Ehrlich! Habe ich projektiert. Mit dem „Frösi"-Papiercomputer. Der steckt im Mittelteil dieses Heftes. Für euch. Und darum: Macht mit, Leute! Macht's nach, macht's kesser. Entwerft auch ihr euren fidelen Sommerferienpott. Je fideler, je besser. Mit „Frösis" Papiercomputer geht das wie's Semmelbacken; denn alle Teile, die ihr braucht, könnt ihr euch aus den Speichern angeln. Also:

Ob du Ulf heißt oder Uta,
Leo oder Lieselotte –
alle basteln mit Computa+
„Frösis" Sommerferienflotte.

\+ Muß natürlich „Computer" heißen. Und der steckt, wie gesagt, in der Mitte dieses Heftes. Alles weitere dort.

TÜTE

Zeichnungen: Richard Hambach

Der Braunbär

In unserem Nachbarland, in den Bergen und Wäldern der ČSSR, ist es gar nicht so unwahrscheinlich, wildlebende Bären zu beobachten. Hier kam es sogar schon vor, daß allzu dreiste Bären in Bauernhöfen nach Freßbarem suchten oder daß Bienenstöcke der Imker durch die honigsuchenden Schleckermäuler auseinandergenommen wurden, weil Meister Petz unbedingt den süßen Honig will.

Die erregten Bienen stören ihn dann zwar beträchtlich, aber seine Honiggier siegt in der Regel. In einem Gebirge der Volksrepublik Rumänien kam es sogar vor, daß an einer stark befahrenen Straße wilde Braunbären rastende Autofahrer anbettelten und manchmal auch ziemlich ungehalten waren, wenn sie nichts Freßbares bekamen. Solche Braunbären, die dem Menschen natürlich gefährlich werden können, müssen dann aus Sicherheitsgründen gefangen oder abgeschossen werden.

In ganz Europa sind es zur Zeit immerhin fast 10 000 Braunbären, die wildlebend vorkommen. Bei uns allerdings ist er schon lange nicht mehr heimisch, und sicher würde ein so wehrhaftes Tier auch schlecht in unsere stark genutzten und begangenen, meist recht kleinen Wirtschaftswälder passen.

Foto: Harald Lange

Hochsaison im Schulgarten

Auch in den Ferien sollte der Schulgarten nicht ohne Pflege bleiben, zumal es im August allerhand zu tun gibt.

Das Wichtigste ist jetzt das *Gießen.* Jeden Morgen muß gegossen werden, wenn es nachts nicht regnet.

Auch das *Unkraut* kommt bei dieser Hitze besonders schnell zum „Schuß". Hackt oder zupft es zwischen den Gemüsepflanzen weg, noch bevor es anfängt zu blühen. Auf dem Komposthaufen kann es verrotten und wird zur schönsten Humuserde. Quecken, Brennesseln, Löwenzahn und Winden machen ein wenig mehr Mühe. Sie müßt ihr samt Wurzel regelrecht ausbuddeln, weil sie sonst rasch wieder austreiben. Doch auch die tierischen Schädlinge sind nicht müßig. Zarte Salat- und Kohlrabiblättchen werden zum Beispiel mit Wonne von den *Schnecken* verspeist. Deshalb freut euch, wenn Frösche und Kröten oder sogar ein Igel eure Gartengäste sind; denn sie leben von Schnecken, Raupen, Asseln und Insekten. Ihr könnt aber auch die Schnecken selbst fangen. Eine halbe Apfelsinenschale ergibt eine richtige „Schneckenfalle". Schneidet einen dreieckigen Eingang heraus und legt die Schale wie ein Haus auf das Beet. Wenn sich Schnecken eingefunden haben, bringt ihr sie an feuchte Plätze, wo ganz gewiß Frösche und Kröten leben. Sie freuen sich über diese Leckerbissen.

Kellerasseln könnt ihr fangen, wenn ihr einen ausgehöhlten Apfel wie ein Zelt auf den Boden legt und eine Ecke einschneidet. Nach ein paar Tagen läßt sich auf diese Weise die ganze „Asselbande" in die Mülltonne befördern, und eure Erdbeeren bleiben von diesen gefräßigen Tierchen verschont.

Eine über die Kohlpflanze gestreifte, an beiden Enden offene leere Folientüte ist ein wirksamer Schutz gegen die gefürchteten *Erdraupen.* Es hilft aber schon, wenn ihr Holzasche um die Pflanzen streut.

Eure *Stabtomaten* müssen an der Stütze nachgebunden werden. Auf diese Weise bekommen auch die oberen Fruchtstände genügend Halt. Vergeßt auch nicht, die Nebentriebe auszubrechen! Sie bilden sich in den Blattachseln und müssen entfernt werden, sobald ihr sie mit den Fingern fassen könnt. Die Triebspitze der Tomatenpflanzen solltet ihr jetzt abknipsen, denn die sich nun noch entwikkelnden Früchte würden bis zu den ersten Frösten nicht mehr ausreifen. Am besten, ihr entspitzt die Pflanze über dem 5. Blütenstand. Laßt aber dabei noch ein Blatt darüber stehen.

Gurken müssen immer gleich geerntet werden, sobald die Schale schön glatt ist, sonst bringt die Pflanze nicht viel mehr Früchte und außerdem werden Gurken manchmal bitter, wenn man sie zu lange reifen läßt. Auch den *Kürbis* solltet ihr abnehmen, ehe er eine zu harte Schale bekommt. Startet einen Wettstreit mit einem anderen Schulgarten in eurer Nähe um den größten Kürbis!

Die *Zwiebeln* haben gelbes Laub, das umliegt. Sicheres Zeichen dafür, daß sie nun erntereif sind. Zieht die Zwiebeln aus der Erde und legt sie zum Trocknen einige Tage auf den Weg. Danach könnt ihr sie putzen und in flache Kisten lagern. In einem trockenen und luftigen Raum halten sie so den ganzen Winter.

Die *Erdbeeren* sollten alle drei Jahre einen neuen Platz bekommen. Falls ihr für eure Schulküche auch Frühkartoffeln im Garten hattet, so könnt ihr jetzt auf der ehemaligen Kartoffelfläche Erdbeeren pflanzen. Sie bilden lange Ausläufer, an deren Spitze sich junge Pflänzchen mit Wurzeln entwikkeln. Schneidet die jungen Pflanzen ab und setzt sie auf das neue, gut gelockerte Beet. Jetzt reifen auch die Samen der *Sonnenblumen* heran. Wollt ihr mit den Kernen im Winter die Vögel füttern? Dann müßt ihr aufpassen, daß sie die Kerne euch nicht schon jetzt vor eurer Nase wegnaschen! Denn jetzt im Sommer sollen sie ja vor allen Dingen die vielen Raupen und anderen Schadinsekten im Garten vertilgen. Deshalb bindet einfach ein altes Stück Gardine oder Tüll um die Samenstände. Übrigens, sobald die Sonnenblumen verblüht sind, gebt die noch grünen Blätter einem Kaninchenhalter, denn sie enthalten viel Eiweiß, das für die kleinen Kaninchen besonders wichtig ist. Vergeßt nicht, für die nächste Aussaat ein paar Sonnenblumenkerne aufzuheben.

ELISABETH MANKE

Zeichnungen: Lieselott Langbein

Also, wer sich und dem Kohl keine Asche aufs Haupt streuen möchte, der verkleide die Kohlpflanze kurzerhand auf diese Weise. Hand drauf: Erdraupen haben etwas gegen derartige Verwandlungen. Sie suchen das Weite.

Zugegeben, ganz schön raffiniert der Trick mit der Apfelsinenschale. Im übrigen schlagt ihr sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe. Ihr schützt eure mühsam gezüchteten Kohlrabis vor dem Schneckenfraß und versorgt nützliche Frösche und Kröten noch mit einem saftigen Leckerbissen.

Das Schaf

Selbst auf abgeernteten Getreidefeldern finden Schafe noch genügend Nahrung. Ein Schaf, im Garten gehalten, ersetzt den besten Rasenmäher. Es ist ein Bild der Ruhe und Besonnenheit, Schafe weiden zu sehen. Der Schäfer lehnt leicht vor sich hinsummend auf seinem Hirtenstab, und die Hütehunde sorgen mit kräftigen Sprüngen ringsherum um die große Herde für Ordnung, damit auch keines der Schützlinge verlorengehe. Denn ein Schaf ist wertvoll, nicht nur des geschmackvollen Fleisches wegen, eher was die Wolle anbelangt.

In unserer Republik erreichen wir einen Reinwollertrag von durchschnittlich 2,80 Kilogramm je Tier. Auch die „Ernte" von zehn und elf Kilogramm bei Böcken hat es schon gegeben.

Allerdings ist die Wollhaarigkeit unserer heutigen Hochleistungsrassen keine naturgegebene Eigentümlichkeit der ersten primitiven Hausschafformen.

Unserem heutigen Merinofleisch- und Merinowollschaf geht ein langer, in Spanien begonnener Züchtungsweg voran. Immerhin aber sind es derzeit 1130 Millionen solcher Woll- und Fleischlieferanten, die auf der Welt gehalten werden, wobei Australien und die Sowjetunion den größten Anteil besitzen.

Foto: Harald Lange
Zeichnungen: Ulrike Braun
Texte: Erich Hoyer

Die Zebraspinne

Was hat eine Spinne mit einem Zebra zu tun? Ganz einfach, die gestreifte Zeichnung des Körpers haben diese beiden doch ziemlich unterschiedlichen Tiere gemeinsam.

Wegen der wespenartig gelbschwarz gebänderten Farbzeichnung wird sie manchmal auch als „Wespenspinne" bezeichnet.

Und – auch wenn viele unter euch Spinnen nicht besonders mögen – die Zebraspinne ist eigentlich ein recht hübsches Tier.

Im Sommer findet man die Art auf feuchten Wiesen, aber auch trockeneren Bereichen wie Waldrändern und Wegrainen. Dort webt sie ihr ganz besonderes Netz, das durch ein breites Zickzackband vom Netzmittelpunkt zum Rand hin gekennzeichnet ist. Das soll wahrscheinlich einer besonderen Stabilität dienen, denn die Zebraspinne fängt besonders große Beute, wie z. B. Heuschrecken und andere Insekten. Sobald eine Heuschrecke in das Netz geraten ist, eilt die Spinne auf das Opfer zu, befestigt an der Beute ein Fadenband, und mit einem breiten Fächer aus Spinnfäden wird das Beutetier total eingesponnen, indem es rasch um die Körperachse gedreht wird. Erst dann wird die Beute mit einem Biß gelähmt und verzehrt. Im August kann man den eigentümlich geformten, walnußgroßen Kokon finden, der nicht weniger als 300 oder 400 gelbliche Eier enthält!

Foto: Erich Hoyer

T

E

R

FRÖSI-SPASS

WER BILDET MIT HILFE DER BUCHSTABEN, DIE IN UNSEREN NAMEN ENTHALTEN SIND, MEHR ALS 25 NEUE WÖRTER ?

ach Ball dich

MIT ZUSATZ-ULK

Was ich hier habe, suchst du schon seit Wochen!
Doreen Bachmann Gaschwitz, 7112

Ausgewählte Antworten zum FRÖSI-SPASS aus „Frösi" 3/1988

Zwei Fragen sind zuviel für mich!
Christiane Puchta Artern, 4730

Ich drücke nur meinen Respekt vor so einem großen Könner aus!
Lars Nagel Neubrandenburg, 2000

Deine Meisterurkunde!
Ronny Funk Kamenz 8290

Falls du einen Handwerker brauchst, hier ist die Telefonnummer!
Jacqueline Gorski Klink, 2061

Nur mal das Tempo gesucht. Ich glaub, ich hab's erwischt!
Isabel Reinhold Erlbach, 9658

Nur deine neue Brille, Käpt'n!
Nadine und Diana Steiner Halle, 4020

Eine Handvoll Geduld und gute Laune!
Ulli Richter Seiffen, 9335

WO WARST DU DENN SO LANGE, UND WAS VERSTECKST DU DENN DA SO GEHEIMNISVOLL VOR MIR?

Das ging mir zu schnell, ich mußte erst meine Kreislauftropfen holen!
Kirsten Zesewitz Zeuthen, 1615

Mußte meinem Seepferd nur was zu fressen geben!
Kathrin Reichenbach Ronneburg, 6516

Jetzt laß erst mal dein Kokochen ans Werk, dann wirst du ja sehen!
Sandra Stock Sömmerda, 5230

Ich habe schon einen Schlüssel für das Regal zum Abschließen geholt.
Markus Scholze Bretning, 8513

Ich bringe dir eine Gebrauchsanweisung für deine Werkzeuge!
Jürgen Fischer Gotha, 5800

Ich mußte erst meine Vitamine nehmen, damit ich wieder in Schwung komme.
Doreen Stief Zwickau, 9580

Ich wollte dir eine Überraschung bereiten, aber die ist ins Wasser gefallen!
Sven Reismann Magdeburg, 3011

Zeichnung: Horst Alisch

NÄG

Ich habe eben deine Vorfahren gefragt. Die konnten auch keine Regale bauen!
Tanja Heller Berlin, 1136

Dreimal kannste raten!
Yvonne Brandtstädt Erfurt, 5063

Nicht verzagen, „Frösi" fragen!
Claudia Schulz Weddersleben, 4301

Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, mit dem Orden Banner der Arbeit Stufe I, mit der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Aenne Riesenberg, Lotti Simon, Annette Schlegel, Heike Westphal, Annerose Zehmisch. – Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionsbeirat: Horst Alisch, Klaus Barthel, Jochen Dietzmann, Günter Dorst, Dipl.-Ing.-Ök. Harald Drasdo, Sibylle Durian, Ing.-Ök. Heinz Görner, Gerhard Kirner, Richard Hambach, Dr. Klaus Herde, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dr. Peter Lobitz, Prof. Dr. Christine Lost, Margit Mahlke, Hansgeorg Meyer, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Barbara Pieplow, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Klaus Rebelsky, Liesl Richter, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Käte Sima-Niederkirchner, Dr. Gisela Wessely, Oberstudienrat Dieter Wilkendorf. – Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, Mauerstraße 39/40, Berlin, 1080. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 33 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, Julian-Grimau-Allee, Dresden, 8010. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion. Redaktionsschluß: April 1988.

J. GÜNTHER 86

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15